

Magazin des Soldaten

HEFT 4 • APRIL 1965 • PREIS MDN 1,-



ARMEE

Rundschaui

Für 14 Tage ist Unteroffizier Wolfgang Templins Stube international belegt und damit Anziehungspunkt Nr. 1 der Kompanie. Die „Attraktion“ selbst trägt einen roten Stern an der Mütze, heißt Iwan Dudnikow, stammt aus Rostow am Don, ist 22 Jahre alt, Soldat im dritten Dienstjahr und Herr und Meister eines sowjetischen Spezial-Autokrans.

Es begann an einem Tag, den manche Genossen der Kompanie Siefert zuerst als denkbar schwarz zu bezeichnen geneigt waren. Ratlos standen sie an ihrem neuen Panzer-Polygon. Fast tausend Stunden hatten sie nach Dienst rangehangen, um sich eine moderne Ausbildungsbasis zu schaffen. In dreieinhalb Tagen hatten sie die Zufahrtsstraße betoniert. Und nun das: Der Kran-Ausleger war nun mal zu kurz, um den Kugelfang bis obenhin aufzuschütten.

Man telefonierte, horchte herum. Wer könnte sich wohl als Retter in höchster Not erweisen? Die Offiziere klopfen schließlich auch an die Tore eines sowjetischen Pionier-Truppenteils. Die Hilfe kam prompt und unbürokratisch: „Wir schicken euch sofort einen Spezial-Autokran. Er soll solange dableiben, bis ihr fertig seid.“

Hals über Kopf hat Iwan Dudnikow die Fahrt zu seinen deutschen Waffenbrüdern angetreten, nahm sich nicht mal die Zeit, das Nötigste einzupacken. So stand er am ersten Abend ein bißchen bedeppt da: Kein Waschzeug, kein Eßbesteck – nichts. Als die Siefert-Soldaten das sahen, brachten sie sofort alles herbei. Dazu eine Flasche Bier, Zigaretten und auch ein Paar bequeme Hauslatschen.

Mit ein wenig Schulrussisch und vielen Gesten klappte auch die sprachliche Verständigung. Iwan gefällt's in der DDR. Er staunt, daß überall so viel gebaut wird. „Ein schönes Land, eure Heimat“, sagt er immer wieder. Dann holt er das Bild von seiner Frau und dem Kind hervor und meint: „Aber zu Hause ist es doch am allerschönsten.“ Im Herbst geht Iwan heim. Ganz bestimmt aber kommt er später einmal wieder – als Tourist.

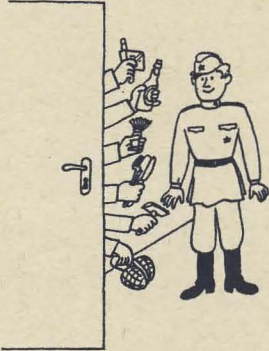
Wenn sich nicht gerade ein großer Debattierklub um ihn schart, spielt er mit den deutschen Soldaten Fußball oder hockt mit Unteroffizier Templin am Schachbrett. Übrigens hat's ihn schwer getroffen, daß er schon zweimal den kürzeren ziehen mußte: „Ehrlich gesagt, ich hätte nicht gedacht, daß du so gut spielst“, gesteht er dem fixen Berliner. Der nimmt's als Kompliment, denn Iwan „ist ein Fuchs“!

Aber nicht nur beim Schach, auch als Kranführer! Nach 14 Tagen kann er Hauptmann Siefert melden, daß der Kugelfang fertig und das Polygon, mittlerweile zu einem deutsch-sowjetischen Gemeinschaftswerk geworden, somit arbeitsbereit ist. Bescheiden wehrt er jeden Dank ab.

Beim Abschied in „seiner“ Stube betont Iwan immer wieder, daß er sich hier sehr wohl und unter guten Kameraden gefühlt habe. Als schon das letzte „Doswidanja“ gesprochen ist, dreht er sich noch einmal um, und in seiner Stimme schwingt leiser Vorwurf: „Nun war ich 14 Tage bei euch – aber aus Machorka und ‚Prawda‘ eine Zigarette zu drehen, das habt ihr immer noch nicht gelernt!“

Spricht's, winkt noch einmal und rollt mit seinem Autokran davon ...

K. H. F.



Vignette : Parschau

**ZWISCHEN
WECKEN
UND
ZAPFENSTREICH**



POSTSACK

Weiter so!

Weiter so, das ist das einzige, was ich sagen möchte. Besonders gefallen uns Soldaten die Fotos mit den duften Bienen. Dieter Scharf, Berlin

Unvergeßlich

Ich fahre als „Heizer“ (Kesselgast) auf einem Küstenschutzschiff. Bei einem Seetörn entstanden durch Störungen im Kesselraum Temperaturen bis zu $+75^{\circ}\text{C}$. Von Minute zu Minute wurde es unerträglich. „Lange machen wir das nicht mehr mit!“, dachte wohl jeder. Doch wir hielten durch. Als wir nach vier Stunden aus dem Brutkasten heraus kamen, wußte ich: Allein hätte ich das nie durchgestanden. Einer hat dem anderen geholfen, ihm Mut gemacht. So standen wir alle wie ein Mann. Ich werde das nie vergessen.

Stabsmatrose Sallmann, Saßnitz

Rätselhaftes K

Eine Frage zu dem Waffennamen „MPiK“. Das ist eine Maschinenpistole. Aber was bedeutet das K?

Bernhard Rebentisch, Weißwasser

Das K ist die Abkürzung für den Namen des Konstrukteurs der Waffe – er heißt Kalaschnikow.

Erfreulicher Zufall

Schon fast zwei Jahre bin ich aus den Grenztruppen ausgeschieden. Zum Soldatenmagazin kam ich durch einen Zufall. Ich hatte gerade UvD, da brachte die Zeitungsfrau die Post. Unter den Zeitungen fiel mir die AR auf. Ich blätterte darin, besah mir das Heft genau, und seit der Zeit bin ich ständiger Leser.

Siegmar Poldrack, Zittau

Einkalkuliert

In der Urlaubsordnung heißt es, daß die Zeit für die Hin- und Rückreise ohne Anrechnung auf den Erholungsurlaub zusätzlich zu gewähren ist, wenn zur Erreichung des Wohnortes mehr als sechs Stunden Reisezeit



benötigt wird. Was heißt Reisezeit? Ist das die reine Fahrzeit oder sind Wartezeiten auf Anschlußzüge einberechnet?

Kanonier Finsterbusch, Torgelow

Unter der Reisezeit ist die Fahrzeit vom Ausgangsbahnhof bis zum Zielbahnhof einschließlich der Wartezeiten zu verstehen.

Unbekannter Helfer

Am 5. Januar hatte ich auf dem Bahnhof Friedrichstraße einen Schwächeanfall. Ein junger Mann, Angehöriger der NVA, kümmerte sich in liebevoller Weise um mich. Zuerst besorgte er eine Rote-Kreuz-Schwester. Dann brachte er mich im Taxi zur Unfallmeldestelle Ziegelstraße. Er wollte sogar noch das Taxi bezahlen. Erst als er mich in den Händen des Bereitschaftsarztes wußte, ging er. Da ich von ihm weder Namen noch Adresse kenne, möchte ich ihm in der AR danken. Seit diesem Zusammentreffen habe ich meine Meinung über unsere Soldaten gründlich geändert. Auch dafür danke ich ihm. Vielleicht liest er diese Zeilen. Ob er sich dann wohl meldet?

Carmen Hofemann, Berlin

In die Reserve

Ich habe in der Bereitschaftspolizei gedient und wurde als Wachtmeister entlassen. Welchem Dienstgrad entspricht das in der Reserve der Armee?

Klaus Börner, Roßlau

Der Dienstgrad Wachtmeister der Volkspolizei entspricht dem Stabsgefreiten in der Armee.

Die große Frage

Soldaten sollten einen anständigen Haarschnitt haben. Im zivilen Leben sieht man öfter Herren herumlaufen, bei denen man wirklich erst raten muß, ob es ein Mann oder eine Frau ist. Manche haben eine Mähne, die könnten sich beinahe Zöpfe flechten.

Christel Fenske, Siggelkow

Flieger auf See

Nachdem in unserer Werkstatt Seeleute aus Peenemünde zu Gast waren, luden sie uns zu einer kleinen Schiffsreise ein. Wir stachen mit einem Bergungs- und Rettungsschiff in See. Wir durchstreiften das Schiff von der Kommandobrücke bis in den

Maschinenraum, vom Bug bis zum Heck. Alles war für uns neu und interessant und so ganz anders als in einem Flugzeug. Durch die etwas raue Luft auf See knurrte einigen Genossen vorzeitig der Magen. Aber der Smutje verstand das und gab Fettstullen heraus. Dieser Besuch war prima. Wir danken der Besatzung und der FDJ-Organisation, die alles einfädelt. Hoffentlich wird dieser Kurs beibehalten.

Unterfeldwebel Geiler, Garz

Besondere Kennzeichen: keine

Ich möchte gerne wissen, welches Dienstgradabzeichen Offizierschüler am Trainingsanzug und an der Kombination tragen.

Offizierschüler Märten, Bautzen

Keine. An diesen Bekleidungsstücken werden nur Unteroffiziere und Offiziere als Vorgesetzte gekennzeichnet.

Zwischen Berlin und Erfurt

In der Nacht vom 23. zum 24. Januar fuhr ich im D-Zug Berlin-Erfurt. Dort habe ich einen sympathischen jungen Mann kennengelernt. Er ist bei den Luftstreitkräften. Leider konnte ich ihn nicht mehr nach seinem Namen fragen, er stieg in Halle aus. Ich würde mich freuen, wenn ich ihn wiedersehen könnte.

Angelika Tietsche, Droyßig

Übergröße

Eine wichtige Frage bewegt mich schon lange. Stimmt es, daß Soldaten, die eingezogen wurden und über 1,90 m groß sind, doppelte Rationen erhalten?

Heinz Weiß, Dresden

So absolut stimmt das nicht. Für Wehrpflichtige mit Übergröße und Untergewicht kann nach ärztlichem Entscheid täglich oder zeitweise eine Zusatzverpflegung angeordnet werden.

Kein Witz

Weniger niveauvoll sind die Preisrätsel. Der Pilzsucher im November war schon nicht mehr ein Wink mit dem Zaunpfahl, da wurde schon mit einer stämmigen Eiche gewunken! Auch das Zusammensetzen der MPI im Januar war wohl ein wenig zu einfach. Ein paar Seiten dahinter ein



Artikel über die Herstellung der MPI mit einem schönen Bild: MPI in voller Seitenansicht. Einem normal denkenden Menschen kommt das wie ein Witz vor. Bernd Friedrich, Berlin

Was ziehe ich an?

Ist es den Armeeingehörigen erlaubt, in der dienstfreien Zeit im Trainingsanzug im Speiseraum die Mahlzeiten einzunehmen?

Soldat Reinemer, Wüstheuterode

Das ist nicht gestattet. Zu den Mahlzeiten im Speiseraum ist der Vorschritt entsprechend Uniform zu tragen.

Nachfrage zweckmäßig

In den letzten Monaten häuften sich Anfragen nach einzelnen Heften des Jahrgangs 1964. Wir teilen unseren Lesern mit: Einige Hefte dieses Jahrgangs können in beschränkter Anzahl nachgeliefert werden. Bestellungen sind zu richten an den Deutschen Militärverlag, Abteilung Absatz, 1018 Berlin, Postschließfach 6943.

Kein Kompetenzstreit

Ich bin Soldat auf Zeit. Wer trägt mir in den Sozialversicherungsausweis die Beendigung des Grundwehrdienstes ein? Weder mein Hauptfeldwebel noch mein ehemaliger Betrieb fühlen sich zuständig.

Unterfeldwebel Ackermann, Drewitz

Laut Paragraph 2 der 1. Durchführungsbestimmung zur Besoldungsordnung ist das Sache der Dienststelle.

Welche Frage!

Mein Freund ist bei der Armee. Ich sehe ihn nur selten und mache mir Sorgen. Kann denn ein Soldat seinem Mädchen überhaupt treu sein?

Angelika W., Tarnow

Liebeserklärung

Liebe AR! Ich muß Dir gestehen, Du bist einfach große Klasse. Dein neues, buntes Kleid steht Dir prachtvoll. Ich lese Dich schon über ein Jahr. Du warst immer interessant und lehrreich. Doch jetzt hast Du noch einen Vorzug bekommen: Du bist schön geworden. Frank Hettwer, Böhlen



Falscher Hase

Im Februarheft steht etwas von einem alten Hasen am Richtkreis (S. 33). Wenn der Soldat Karas so ein alter Hase wäre, hätte er bemerken müssen, daß er mit einem Scheinfernrohr beobachtet.

Unteroffizier Striegler, Frankenberg

Stimmt. Aber den Übersetzungsfehler hätte die Redaktion bemerken müssen.

Schöne Aussichten

Im Erfurter „Volk“ fiel mir folgende Mitteilung auf:

...haben sich die zur Erfassung aufgerufenen Bürger der Stadt Erfurt bei ihrer Meldestelle wie folgt zu melden:

Am 3.2.1965
Jahrgang 1964 Buchstaben A-Z

Ich stelle mir nun vor, wie der Jahrgang 64 einrückt, mit Kinderwagen, Mutti mit viel Windeln. Sie werden sehr viel Pflege von den älteren Genossen brauchen, denke ich mir.

Gefreiter Höland, Großzöbern

Tiefe Einsichten

Nicht allen Männern gefällt es, wenn die Damenwelt Kurven zeigt. Hier irrt Herr Pronold aus Freital (Post sack 2/65). Beweis: Voriges Jahr in Halle bei einem Schaufensterbummel passierte mir folgendes: Ein Herr trat heran, zog den Hut und sagte: „Meine Dame, Sie können ja die ganze Männerwelt mit Ihrem Busen erschlagen. Weniger Attraktivität wäre besser, nicht jeder Mann mag solche Kurven!“

Sigrid Bauer, Berlin

Typischer Fall: Neid des Besitzlosen

Knall mit Echo

Besonders gefielen mir im Februarheft die „Knallbonbons“. Nur der letzte knallte nicht mehr, denn der Oberst inspizierte seine Militärküche schon einmal in Heft 11/64. Muß das sein, daß dem Oberst zweimal Spülwasser angeboten wird?

Bernd Gäsert, Cottbus

Es war ein anderer Oberst.



Wie lange?

Ich bin verheiratet und habe zwei Kinder. Sie erhalten monatlich Unterhaltsbeiträge. Wenn ich jetzt entlassen werde, wie lange bekommt meine Frau dann noch das Geld?

Gefreiter Pflaum, Bonese

In § 10 der Unterhaltsverordnung heißt es: „Bei Entlassung des Wehrpflichtigen nach Ableistung des Grundwehrdienstes werden die Unterhaltsbeträge für einen halben Monat über den Entlassungstag hinaus gezahlt.“

Wie kommt denn das?

Im Heft 2/65 wurde auf Seite 55 ein Bild von einem Angehörigen des technischen Personals der Luftstreitkräfte veröffentlicht. An seiner Pelzmütze hat er die Kokarde mit Schwingen. Das ist in unserer Einheit entsprechend der DV verboten. Meine Frage: Wie kommt dieses Emblem auf die Pelzmütze des Genossen?

Stabsfeldwebel Kuhlbars, Brandenburg

Es handelt sich um ein Bild aus dem Winter 1962/63. Damals waren die Pelzmützen noch nicht allgemein eingeführt und die entsprechenden Anordnungen über das einheitliche Emblem an den Pelzmützen der Soldaten und Unteroffiziere unabhängig von der Waffengattung galten noch nicht. Das haben wir nicht berücksichtigt.

Er ist nicht vergessen

Meine Klasse hatte an die Eltern des ermordeten Genossen Egon Schultz geschrieben. Sie waren so freundlich und schickten meinen Schülern einen netten Brief und eine Fotografie ihres Sohnes. Am 1. März haben wir eine „Egon-Schultz-Ecke“ in unserem neu gemalten Klassenzimmer eingeweiht. Die Schüler brachten Blumen zum Gedenken mit. Sind sie auch erst in der 2. Klasse, so werden sie doch den Genossen Schultz nie vergessen.

Ulrike Hermann, Grünhain



Vignetten: Klaus Arndt

POSTSACK

Na, so ganz sicher sind Sie Ihrer Sache offenbar doch nicht, da Sie mich bitten, nicht Ihren vollen Namen zu schreiben.

Sie berühren eines der wichtigsten Themen junger Leute: Liebe und Treue! Und das im Zusammenhang mit dem Wehrdienst!

Im Zeitalter der Militärzoten war es sogar das Thema Nr. 1. Aber das ist heute, zumindest bei uns, vorbei. Trotzdem sind noch so allerhand Theorien überliefert. Zum Beispiel: Andere Städtchen, andere Mädchen! – Sagen die geographisch Veranlagten. Oder: Jeden Tag eine andere! – Die Theorie der Wechselhändler. Oder auch: Man soll die Gelegenheit nützen! – Die Philosophie der Gelegenheitsdiebe.

Sie aber halten es mit der traditionsreichen Theorie der Privatsache!

Womit bewiesen wäre, daß Ihre Theorie aus der Zeit des Privateigentums an den Produktionsmitteln stammt. Ja, im Ernst. Ihre Auffassung ist kleinbürgerlich-unmoralisch und die der anderen sind es nicht weniger.

Aber nun zur Liebe der Soldaten.

Dafür habe ich besonders viel Kammern in meinem Herzen. Und wenn Genosse Freitag in einer Umfrage zu vorehelichen Erfahrungen nicht weniger als zwei Professoren, einen Arzt, einen Diplom-Psychologen, einen Oberrichter und schließlich sogar noch Friedrich Engels und Kurt Klamann beschwört, so sei es mir gestattet, wenigstens eine Klassikerin in Liebesachen, nämlich die Adele Sandrock, zu zitieren, die da sagte: „Am schönsten war's doch im Heuhaufen...!“

Aber Spaß beiseite. Ein guter Soldat ist auch ein guter Kamerad. Wer seinen Schatz zu Hause weiß, der soll sich seines Schatzes würdig erweisen, und wer noch auf Schatzsuche ist, der sollte stets an die alte Spruchweisheit denken, die da lautet: Was du auch tust, bedenke das Ende!

Also hängen Sie sich keinen unnötigen Ärger, keine überflüssigen Sorgen und auch keine Eintagsfliegen an den Hals. Vor allem: Tun Sie Ihrer Liebsten nicht weh!

Das gilt für alle, auch für die daheim. Denn die beste Bewährung ist und bleibt eine große Soldatentugend: Die Treue!

Treue zur Sache und Treue zur Liebsten, das ist einer sozialistischen Armee und eines jungen Sozialisten würdig!

Nur Soldaten, die ihren Grundwehrdienst ableisten, dürfen nicht. Alle anderen dürfen. Meistens sind sie auch im Standortbereich verheiratet. Rechnen wir noch die Offiziere hinzu, so platzen die Parkplätze vor den Objekten jetzt schon bald aus den Nähten.

Aber eine Gegenfrage: Was ist wohl der Sinn Ihres Wunsches? Doch keinesfalls der, Ihr Maschinchen die meiste Zeit in irgendeiner Parkplatzlücke, Hofecke oder einem Bretterschuppen friedlich dahinstehen zu lassen? Doch sicher das Gegenteil!

Aber schon für den Urlaub wäre das kaum noch sinnvoll, denn den gibt es eben nur alle 12 Wochen. So bliebe noch die Orts-Variante als eine moderne Form des Ausgangs.

Welchen Sinn sollte das aber haben? Etwa zum Kino oder Zigarettenholen? Denn weder zum Tanz noch zur Molle eignet sich der Hirsch und noch weniger zu einer heimlichen standortgrenzenlosen Benzinsause in heimatliche Gefilde! Denn die ist verboten!

Wir wollen doch die Welt nicht zu einseitig und nur durch die Motorradbrille sehen. Beruf und Vergnügen, Dienst und Familie, das ist zwar alles die unmittelbare nahe Welt eines jeden. Deswegen sind aber Atommachtstreben und Kriegsgefahr noch lange keine ferne Welt! Am allerwenigsten, wenn das alles so bundesdeutschbenachbart ist. Die Wachsamkeit und Gefechtsbereitschaft erfordern, daß wenigstens für die relativ kurze Zeit des Grundwehrdienstes auf die Annehmlichkeiten derartiger Hobbys verzichtet wird.

So rate ich Ihnen, Ihre MZ gut zu konservieren und sie verdientermaßen erst als Urlauber, Reservist oder noch besser, als Soldat auf Zeit zu genießen.

Soldat Günther F. fragt:
Ich habe in unserem Standort ein Mädchen kennengelernt. Jetzt macht mir die FDJ-Leitung Vorwürfe, weil ich verheiratet bin. Ist das nicht meine Privatangelegenheit?

Oberst Richter antwortet

Jugendfreund Posingis fragt: Warum dürfen die Soldaten nicht ihr Motorrad mit in die Dienststelle bringen?

Ihr Oberst

Richter



Der Tod des Hundes

Der Leutnant stand in der Tür der Unterkunft. Es war bereits finster, und der Nebel lag um und über der Einheit wie eine Käseglocke. Der Offizier stand schweigend und lauschte in die bedrückende Stille. Er vermochte sich nicht an sie zu gewöhnen. Heute war ein langer Tag. Eigentlich waren alle Tage hier lang, so als ob ein Mensch ständig allein ist: alle einundzwanzig Tage, seit er diese Einheit befehligte. Tot waren hier die Bäume, vom Wasser erstickt, tot war das Moor, und nur modernde Knüppel lagen da, mit denen die Wege ausgelegt waren, und stumme Wälder waren dort, in denen aus Angst vor der eigenen Stimme nicht einmal ein Vogel piepste. Der Leutnant wippte sich nervös auf den Fußspitzen, und die neuen Stiefel knarrten. Er war schlank gewachsen, hatte eine gute Figur und die Offiziersschule mit Auszeichnung absolviert. Man steckt mich in einen Winkel und zu einem Haufen, daß einem übel werden kann, dachte er sich. Doch ich mache eine Truppe daraus, und die Jungen werden für mich noch durchs Feuer gehen. Dafür garantiere ich, und das schaffe ich.

Jetzt, nach drei Wochen, war er sich seiner Sache nicht mehr so ganz sicher. Er hatte nicht mehr das Gefühl eines Boxers, der zu einem schon im voraus gewonnenen Kampf antritt. Er stand im Dunkel und war zu sehr allein, als daß er es nicht empfunden hätte.

Dann hörte er Schritte. Eine hohe Gestalt schritt in wiegendem Gang über den Hof. Es war Unterfeldwebel Jurcik, der zu den Hundezwinguern ging. An Kazans Zwinger quietschte das Türchen, das der Unterfeldwebel aufmachte. Er beugte sich zu dem Hund nieder, faßte ihn geschickt und hob ihn auf seine Schulter. Der Leutnant stutzte, nahm die Hände aus den Taschen und straffte sich. „Jurcik“, sprach er in den Nebel hinein.

Der Unterfeldwebel zuckte zusammen und blieb stehen.

„Kommen Sie her.“

Der Leutnant kniff die Lippen zusammen und wippte sich auf den Fußspitzen. Der Unterfeldwebel blieb vor ihm stehen. Er war fertig zum Dienstantritt. Schon das dritte Jahr befehligte er die Hundeführergruppe auf dem „Toten Berg“. Er wartete, was der Leutnant sagen würde. Der Hund lag noch auf Jurciks Schulter. Es war ein alter Schäferhund. „Wohin wollen Sie mit dem Hund?“ – „Zum Dienst.“

„Ich wiederhole einen Befehl nicht zweimal“, sagte der Leutnant in scharfem Ton. „Dieser Hund bleibt hier!“

Der Unterfeldwebel schwieg und stand regungslos vor dem Leutnant. Dieser war erst seit drei Wochen hier Kommandeur. Er hatte nie zuvor eine Einheit befehligt. „Morgen wird der Veterinär ihn ausmustern“, setzte der Offizier

fort. „Sie wissen selbst, daß der Hund auf den Hinterbeinen lahmt und daß er blind ist wie eine junge Katze nach der Geburt.“

„Aber er hat ein gutes Gehör und einen guten Geruchssinn“, erwiderte der Hundeführer leise. „Ausgezeichnete Ohren und eine feine Nase. Ein solcher Hund kann noch Dienst versehen. Er nimmt viel früher Witterung auf als alle anderen Tiere, die wir hier haben.“

„Und wenn Sie mit ihm eine Spur verfolgen müßten? Meinetwegen zwei, drei Stunden lang? Ich kann ihn hier nicht gebrauchen. Er ist schon zu alt, zwölf Jahre hat er auf dem Buckel!“ – „Elfeinhalb. Er war der zweitbeste Hund bei den Grenztruppen. Die Urkunde hängt in Ihrem

VON RUDOLF KALCIK

Büro. Er hat auch eine große Anzahl verdächtiger Personen gestellt.“

„Aber er ist blind und lahm, Jurcik. Ich will nicht, daß meine Leute die Hunde auf der Schulter zur Postenstelle tragen. Mein Hundebestand muß absolut in Ordnung sein. Und Sie auch. Sie sind der Verantwortliche für die Hundeführergruppe.“ Der Hund lag regungslos auf Jurciks Schulter, er atmete nur hastig, und sein Atem verwandelte sich in der kalten Luft zu feinen Dampfwölkchen. Mit dem Menschen, der ihn auf der Schulter trug, hatte er mehr als eintausend Tage und Nächte zugebracht. Der Hund war treu und folgsam und ein guter Diener dieses Menschen gewesen. Die beiden waren Freunde geworden. „Sie sollten ihn zum Dienst freigeben“, sagte der Hundeführer, und in seiner Stimme klang eine eindringliche Bitte.

„Er würde die Untersuchung morgen überstehen. Der Tierarzt kommt erst in einem halben Jahr wieder her. Dieser Hund hat mehr Arbeit geleistet als viele Menschen zusammen genommen. Lassen Sie ihn da – wenigstens das halbe Jahr noch.“

Der Leutnant tat so, als zögere er. Ich kann diesen Hund doch nicht so ohne weiteres bei der Einheit belassen, als Ausgedienter, zur Beschließung seines Lebensabends. Ich kann mir das nicht leisten, weil ich erst ein paar Tage Kommandeur bin. Es ist meine erste Kompanie, überlegte er.

„Es geht nicht, Jurcik“, sagte er dann.

„Er hat fast zehn Jahre hier gedient.“

Der Leutnant zuckte die Schultern.

„In Lundenburg“, fuhr der Unterfeldwebel fort, „war ein Hund, Opa Brek wurde er genannt, und durch diesen Hund wurden drei Hundeführer für Tapferkeit ausgezeichnet. Als er keinen Dienst mehr versehen konnte, befahl der Kommandeur der Grenztruppen...“ ▶



„... daß er gefüttert werden solle, bis er ein-
geht. Dann wird er ausgestopft und kommt ins
Museum.“

„Kazan war um nichts schlechter. Er hatte ganz
einfach nicht das Glück, daß eine Medaille her-
ausschaute.“

„Ich bin nicht Kommandeur der Grenztruppen“,
darauf der Leutnant.

„Wir würden für Kazan sorgen.“

„Unsere Nachbareinheit wird auch einen ver-
dienstvollen Hund haben, und deren Nachbar-
einheit ebenfalls. Und in jeder Einheit wird es
dann einen verdienstvollen Hund im Ruhestand
geben. Oder vielleicht gar zwei. Bringen Sie
Kazan in den Zwinger zurück.“

Aber Jurcik rührte sich nicht von der Stelle.

Leutnant, du weißt nicht, was ein Hund ist.
Dich entsetzt vielleicht sein Gebiß und sein
Knurren, und vielleicht hast du in deinem
Innern etwas Angst vor ihm. Nur ist ein Hund
an der Grenze eben Gold wert. Und die ganze

Einheit hat Kazan gern. „Nun!“ sagte der Offi-
zier mit leicht erhobener Stimme. Der Unter-
feldwebel machte langsam kehrt und ging mit
schleppenden Schritten über den dunklen Hof
zurück zu den Zwingern. Er setzte den Hund
ab, hockte sich zu ihm nieder und strich ihm
übers Fell. Kazan war ein alter Hund und
taugte wirklich nicht mehr zum Dienst. Der
Unterfeldwebel wußte, wie das Leben eines
Diensthundes endete: durch eine Spritze des
Tierarztes. Aber Jurcik konnte sich eben nicht
vorstellen, daß Kazan morgen sterben sollte.
Jurciks Finger im dichten Fell des Hundes zit-
terten, er streichelte es und faßte es krampf-
haft, und auch der Hund zitterte, er fror.
Der Offizier lauschte noch zwei oder drei Minu-
ten. Von den Zwingern her war kein Laut zu
vernehmen. Nur im Wald rührte mit tiefer,
heiserer Stimme ein Hirsch. Es war Oktober.
Der Leutnant steckte seine Hände wieder in die
Taschen, auch er fror. Ich habe wahrhaftig die
mistigste Einheit bekommen. Ich kann hier kei-



Illustration: Prof. Werner Klemke

nen alten und kranken Hund gebrauchen. Ich muß zeigen, was ich kann.

Erneut, nur einen Augenblick lang, spürte er jenen Tatendrang in seinem Innern, mit dem er zum „Toten Berg“ gekommen war. Dann wurde dieser Tatendrang jedoch von dem häßlichen Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit unter mehreren Dutzend Leuten übertönt, deren Kompaniechef er war. Er konnte dieses Gefühl nicht begreifen, war beunruhigt und mürrisch, allein inmitten der Wälder.

Der Tierarzt kam am frühen Morgen, die Hundeführer und der Gespannführer warteten bereits. Auch der Leutnant und seine Soldaten standen und warteten. Der Tierarzt schritt die Zwinger ab. Als er vor dem Kazans ankam, wandte er sich an den Unterfeldwebel. „Geben Sie ihm ein paar Befehle.“

„Kazan“, sagte Jurcik fast mit bittender Stimme, und der Hund stand tatsächlich auf, von mehreren flehenden Augenpaaren verfolgt, und stand auf zitternden Beinen. Der Tierarzt nickte, und

der alte Schäferhund verließ unsicher den Zwinger. Der Unterfeldwebel streckte den Arm aus, um dem Hund einen Befehl zu geben, ließ ihn dann aber wieder sinken und sprach mit heiserer Stimme: „Es ist nutzlos. Er ist blind.“

„Und lahm“, fügte der Leutnant hinzu.

„Das hätten Sie schon früher melden sollen.“

„Er hat bis gestern Dienst versehen“, erwiderte Jurcik, und einer seiner Kameraden aus der beisammenstehenden Gruppe fügte hinzu: „Er hat eine ungemein feine Nase.“

Alle wußten, daß Kazans Tage gezählt waren, doch wollten sie das noch immer nicht wahrhaben und klammerten sich wie ein Ertrinkender an einen Strohalm. „Wir könnten ihn ja zum Dienst tragen“, sagte Jurcik. „Früher hat man das auch getan, wenn es ein guter Hund war.“

Der Tierarzt musterte den Hund erneut und schaute dann die Menschen um sich herum an. „Bringt ihn morgen zu mir, Jungs“, sagte er. „Das Tier hat ausgedient. Er bekommt eine

Spritze; und die spürt er nicht einmal.“ In diesem Augenblick herrschte um ihn herum Stille. Er schaute die Soldaten wie entschuldigend an. Er übte seinen Beruf noch nicht lange aus, doch wußte er schon manches über die Beziehungen zwischen Menschen und Tieren, wußte von den sonderbaren Gefühlen und Banden zwischen diesen und dem Menschen. Er zuckte die Schultern. Das Tier war einst der zweitbeste Hund bei den Grenzern, und im Böhmerwald hier der beste Hund überhaupt. Und keiner der Männer versah seinen Dienst am „Toten Berg“ schon so lange wie er. Der Tierarzt lächelte bedrückt, doch merkte niemand dieses Lächeln. Die Soldaten blickten starr auf den Hund in ihrem Kreis. „Also morgen, Jungs“, wiederholte der Veterinär. „Soll der Gespannführer ihn bringen. Das Tier hat es dann hinter sich. Und wir haben es noch vor uns.“

Noch war der Leutnant da. Vielleicht konnte er ein Wunder vollbringen. Mehrere seiner Soldaten schauten ihn mit bittenden Augen an: Unternimm etwas, um Himmelswillen, du bist doch der Kompaniechef. Als er jedoch schwieg, wandte sich ein Augenpaar nach dem anderen von ihm ab. Darauf hatte er wiederum das Gefühl, er stehe allein auf dem Hof, ohne Soldaten, die zu kommandieren er gelernt hatte. Das schreckte ihn, doch ließ er sich nichts anmerken. Er wandte sich von der Gruppe ab (alle verfolgten ihn mit ihren Blicken, er fühlte das), und als er an den Turngeräten vorbeiging, sprang er auf den Barren und machte einen tadellosen Handstand. Jedoch vernahm er kein Lob, nur Stille herrschte auf dem Hof.

Am nächsten Morgen saß der Leutnant in seinem Büro und hielt Ausschau nach dem Gespannführer. Er wartete, bis er den Stall öffnen und die Pferde herausnehmen würde, denn es war schon an der Zeit, und die Gespannführer machten sich in der Regel früh auf den Weg, besser gesagt, auf die schlechten und unmöglichen Wege zum Bataillon. Jedoch der Gespannführer kam nicht, und der Leutnant ging unruhig in seinem Büro auf und ab. Was kann man da tun, wenn die Kompanie einen alten Hund gern hat? Ich brauche aber einen jungen. Wenn ein Alarm gegeben wird und ein Großeinsatz erfolgt, muß ich den planmäßigen Stand haben. Ich kann nicht nur aus dem Grunde sentimental sein, weil es schon lange keinen gegeben hat. Und ich bin auch nicht sentimental, weil ich am „Toten Berg“ zu kurze Zeit das Kommando führe. Und das ist für mich von Vorteil. „Unteroffizier vom Dienst“, sprach er ins Telefon, „wo bleibt der Gespannführer?“ „Genosse Leutnant, er ist bereits weggefahren.“ „Mit Jurcik?“

„Allein, Genosse Leutnant.“

Der Kompanieführer legte den Hörer auf, trat auf den Hof hinaus und ging durch das Halbdunkel in den Zwingern. Der Hund war noch dort! Für einen Augenblick war der Offizier ratlos. Ich werde ihm zeigen, was Disziplin heißt! dachte er sich. Ich werde ihn zur Minna machen! Ich werde mit ihm Schlitten fahren, bis ihm die Zunge heraushängt! In diesem

Augenblick sah er den Unterfeldwebel, der den Hof überquerte und mit langen Schritten auf das Büro zuing. „Genosse Unterfeldwebel“, rief er in scharfem Ton diesem Rücken vor ihm zu. „Sie hatten doch einen Befehl erhalten.“

„Wir haben eine Bitte an Sie.“

„Der Gespannführer ist ohne Sie weggefahren. Sie sind dem Befehl nicht nachgekommen. Wiederholen Sie ihn und führen Sie ihn aus. Klar? Bis zum Mittag ist der Hund beim Tierarzt. Wie er hinkommt, das ist Ihre Sache.“

Das war militärisch. Sie standen einander gegenüber, beide fast im gleichen Alter, der rot gewordene Leutnant wiederholte Sätze, die er in der Offiziersschule gelernt hatte, und es war erstaunlich: dort klangen sie anders als hier, auf diesem feuchten Hof, zwischen moosbewachsenen Bäumen und zwei alten Häusern mit schadhaftem Putz. Nur zwei junge Männer standen einander jetzt gegenüber, und hinter ihnen im Zwinger befand sich der Hund, der immer noch lebte. „Wir haben eine Bitte an Sie“, wiederholte der Unterfeldwebel. „Sie betrifft eben diesen Befehl.“ Der Kompaniechef hätte zu ihm sagen können: „Reden Sie nicht herum und verschwinden Sie!“ oder: „Sie sind immer noch da?“ oder auch: „Keine Diskussion, Jurcik!“ Er hätte noch viele kurze Sätze zu ihm sagen können, die für eine ähnliche Situation paßten, jedoch er hielt sich zurück.

„Wer . . . hat eine Bitte?“

„Die Kompanie. Es handelt sich um Kazan.“

„Ich höre“, entgegnete der Leutnant und wiegte sich auf den Fußspitzen. Auch das wurde in der Offiziersschule gesagt, „ich höre“, und forsche Offiziere wippten sich auch auf den Fußspitzen. „Er hat unter uns gelebt, er soll auch unter uns sterben. Er würde dann hierbleiben, in unserm Abschnitt. Das heißt, wenn Sie es erlauben.“ Er hätte auf der Ausführung des Befehls bestehen können. Statt dessen aber fragte er: „Sie haben doch gehört, was der Veterinär gesagt hat.“

„Er hat es erlaubt.“

Dieser Bursche mit seinem Hund hat mich überfahren, dachte sich der Leutnant.

„Wie wollen Sie ihn töten?“ fragte er.

„Durch eine Kugel.“

„Wann? Beim Morgengrauen?“

„Nein. In wenigen Augenblicken.“ Der Leutnant sagte nicht „genehmigt“, er verzog nur seinen Mund zu einem Lächeln.

„Meinetwegen“, sagte er dann. „Meinetwegen henkt ihn.“ Als er dann im Büro seine Blicke von Papieren auf seinem Schreibtisch aufrichtete, sah er, wie aus beiden Häusern seine Soldaten einer nach dem anderen auf den Hof hinaustraten. Auch diejenigen kamen, die schlafen sollten. Sie hatten die Hände in die Taschen gestopft, ihre Körper waren frierend vorgebeugt, wie gegen einen imaginären Wind ankämpfend, und die Schultern waren eingezogen. Er beobachtete sie. Einer nach dem anderen kam: die Soldaten der Hundeführergruppe, die Schützenabteilung, ja sogar der Koch, und nach wenigen Minuten standen alle dort, die anwesend waren. Sie traten langsam in Dreier-



reihe an, und Jurcik ging mit langen, jedoch langsamen Schritten zum Zwinger, um den Hund zu holen. Der Leutnant haßte plötzlich diesen alten und blinden Hund, dessentwegen seine Leute wie betäubt umhergingen. Er war ganz einfach noch nicht soweit gekommen, sie zu begreifen, und daß sie ihn liebten. Man sagt von ihnen, sie könnten sich an nichts begeistern, es sei eine skeptische Generation – und sie schritten hier eines Hundes wegen aus wie trauernde Begräbnisanten. Und sie schienen tatsächlich ohne Scherz bereit zu sein, Ehrenwache für ihn zu stehen, als sei er einer aus ihrer Mitte, während er, der Kompaniechef, allein in seinem Büro saß.

Jurcik schloß Kazans Zwinger auf, sagte ein paar liebe Worte zu dem Tier, bückte sich zu ihm nieder, und der Hund stand auf und verließ mit unsicheren Schritten den Zwinger. Es waren seine letzten Schritte, die er am „Toten Berg“ machte. Er ging nicht aufrecht in den Tod, er konnte nicht mehr, er hatte das Leben hinter sich, und es war ihm anzusehen, daß er der Veteran der Einheit war, denn niemand hatte sich hier zehn Jahre lang durch Moor und Schlamm geschleppt, über feuchte, wankende Pfade und durch nasse Wälder. Die Menschen wechselten hier einander schneller ab, der „Tote Berg“ war kein Erholungsheim, im Winter lag hier eine zusammenhängende eineinhalb Meter hohe Schneedecke, im Sommer machten riesige Mückenschwärme das Leben hier zur Qual. Und am Tage und bei Nacht herrschte Einsamkeit, es war sehr weit in die Dörfer und kleinen Städte am Fuße des Gebirges. Und so lösten die Menschen einander ab, Kommandeure kamen und gingen, Jahrgänge neuer Soldaten kamen und gingen – nur der Hund blieb. Sein Name stand schon auf den ersten Seiten der abgegriffenen Kompaniechronik, stand dort im Zusammenhang mit fast unglaublichen Ereignissen, mit Agenten, Großsätzen und Grenzverletzungen, fast unglaublich deshalb, weil am „Toten Berg“ schon jahrelang Totenstille herrschte. In dieser Zeit war Kazan einmal in Prag zu einem Wettbewerb der Diensthunde, und im Büro des Kompaniechefs wurde danach ein Diplom aufgehängt. Er war auch mehrmals an anderen Orten eingesetzt worden, doch ansonsten hatte sich nichts getan, nur zehn Dienstjahre am „Toten Berg“ hatte er hinter sich. Jurcik hielt mit einem lauten Befehl den Hund einige Meter vor der Dreierreihe der durchfrosteten Soldaten an. Das Tier setzte sich in den feuchten Sand des Hofes und schnupperte. Ihm schlugen viele Witterungen in die Nase, und es waren mehr als üblich, doch Kazan war ein friedlicher und erfahrener Hund, er saß still und wartete auf Befehle. Er dachte nicht. Er konnte nur gehorchen und treu sein. Zum Büro schaute niemand hin. Aber der Leutnant war überzeugt, daß in diesem Augenblick viele an ihn dachten; und wenn schon nicht viele, dann Jurcik ganz bestimmt. Weil er, der Kompaniechef, als einziger dort fehlte. Er hatte höllische Lust, hinter seinem Schreibtisch sitzen zu bleiben. Du hast mich überfahren, mein lieber Unterfeldwebel, und ich werde dein Theater nicht besuchen – jedoch etwas, das viel stärker

war als dieser Gedanke, zog ihn von seinem Stuhl empor, er schritt durch den Flur, trat auf den Hof hinaus und stellte sich an den Flügel der nicht sonderlich gut ausgerichteten Einheit. Jetzt stand wirklich die ganze Einheit dort, der Soldat leicht geduckt, der Leutnant aufgerichtet, der Koch vor Kälte zitternd. „Wer wird es machen?“ fragte der Unterfeldwebel. „Selbstverständlich Sie“, ließ sich einer der Genossen aus der Reihe vernehmen.

„Ich!“ Er schrie es fast hinaus. „Sein Hundeführer? Seid ihr denn verrückt geworden?“ Die Männer in der Dreierreihe schwiegen.

„Wer meldet sich dazu?“

Niemand meldete sich, nicht einmal die Verbitterten, denen niemand schrieb, diejenigen nicht, die sich mit ihrem Mädchen entzweit hatten, auch nicht die verdrießlichen jungen Ehemänner, die fern von ihren Frauen waren, ja nicht einmal die Gleichgültigen meldeten sich. Niemand hatte Lust, mit einer scharfen Patrone auf einen blinden Hund zu schießen. mit dem er gemeinsam dreihundert oder vielleicht vierhundert Nächte verlebt hatte.

„Hanzalik, Sie?“ fragte der Unterfeldwebel.

„Um nichts auf der Welt.“

Verlegen schaute einer den anderen an, und sie schauten auf den Hund vor ihnen. Dann wandte sich der Unterfeldwebel an den Leutnant.

„Genosse Leutnant, Sie sind erst seit kurzer Zeit hier. Ihnen ist er nicht so ans Herz gewachsen.“ Jawohl, das stimmte, und alle wußten es. Für den Leutnant war das Tier eben nur ein Hund. Es gab nichts leichteres, als das zu tun; die Pistole in die Hand zu nehmen und abzudrücken. Noch vor einer Woche, vielleicht gestern noch hätte er es bedenkenlos getan, jetzt nicht mehr. Er fragte: „Also niemand?“ Gleich mehrere Stimmen wurden laut:

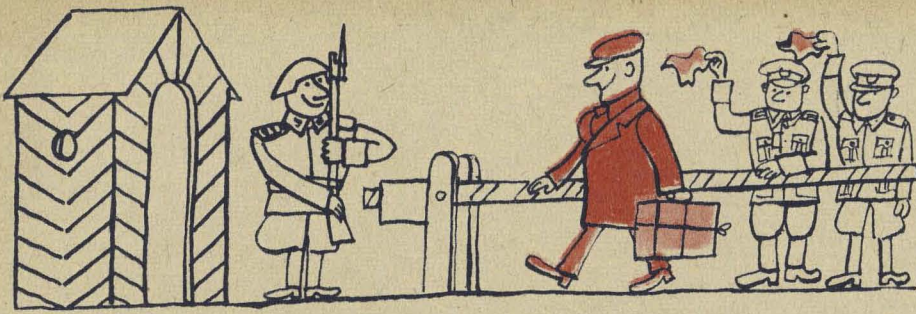
„Nein!“

„Ich kann es auch nicht machen“, sagte er dann. Das ließ die Männer aufhorchen. Solche Worte von dem Kompaniechef hatte niemand erwartet. Jedoch er hatte sich mit ihnen in eine Reihe gestellt, und das war in Ordnung. Aber wer sollte den Schuß abgeben? Ein paar Augenblicke standen alle ratlos da.

„Das Los soll entscheiden“, schlug jemand vor. Sie hätten wahrscheinlich das Los sprechen lassen, aber auf dem holprigen Balkenweg kam der vor Nässe glänzende Hauptmann Belaks vom Bataillon angewackelt. Alle standen und warteten, bis der Offizier bei ihnen angelangt war. Der Hauptmann wäre gern sofort ins Büro gegangen, jedoch auf dem Hofe spielte sich etwas Ungewöhnliches ab, er fühlte es und blieb vor der Gruppe stehen, die ihn hoffnungsvoll anblickte. „Was geht hier vor?“

„Sie können das machen, Genosse Hauptmann“, sagte der Unterfeldwebel, „den Hund hier erschießen. Sie gehören ja nicht zur Kompanie.“ „Ihr seid mir Helden“, sprach Hauptmann Belaks unter atemlosem Schweigen der Soldaten, „es ist ja nur ein stummes Tier. Ihr werdet seinetwegen doch nicht etwa Staatstrauer verhängen wollen?“ Er ging zu seinem Wagen zu-

(Fortsetzung auf Seite 88)



Illustrationen: Paul Klimpke

Spatz Schlaukopf bei einem

Heimkehrer

Wenn man so im Tiefflug über eine Stadt zieht, auf die Luftstraßenverkehrsordnung achten und dabei noch Essen und Hochspannungsleitungen ausweichen muß, hat man keine Zeit, in jedes Fenster zu sehen. So mußte ich neulich, als ich von Dresden die Weißeritz aufwärts flog, erst einmal über die rechte Tragfläche peilen: Da hatte mich doch jemand mit: „Hallo, Schlaukopf!“ gerufen. Ich landete auf einem Fensterbrett – und war beim Schlosser Fürst, Stabsgefreiter der Reserve.

Keine Arbeitskleidung an, mitten am Vormittag? Er sei gerade erst aufgestanden, sagte er, denn er habe Nachmittagsschicht. Ihm als ehemaligen Grenzer sei übrigens die Umstellung auf den Schichtbetrieb nicht so schwergefallen wie anderen Genossen. Jetzt wolle er den Brief an seinen Freund Dieter von der Grenzkompagnie zu Ende schreiben. „Wenn Sie das interessiert, Genosse Schlaukopf, bitte...“ Daraufhin setzte ich mich auf seine Schulter und las, was er schon auf dem Papier hatte, wobei ich mir meinen Teil dachte, aber nicht verriet, daß ich schon im Edelstahlwerk 8. Mai gewesen war und bereits einiges über ihn und andere Reservisten erfahren hatte.

Lieber Dieter!

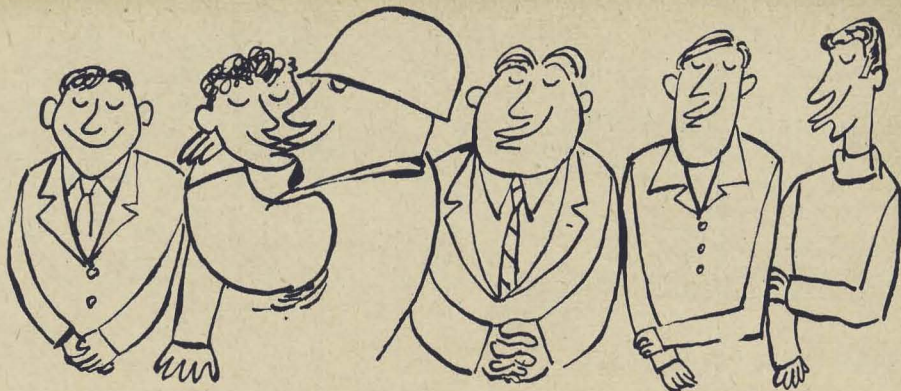
Vielen Dank für Deine Karte mit dem freundlichen Rippenstoß, etwas von mir hören zu lassen. Du weißt ja, daß ich kein Freund von vielem Schreiben bin, aber Dir zuliebe will ich erzählen, wie meine „Rückkehr ins Zivilleben“ vonstatten ging.

Unsere Verabschiedung in der Einheit hast Du ja selbst miterlebt, damals im September. Wenn man nach drei Jahren Freud und Leid bei der Fahne am Ende so feierlich gesagt bekommt, was für ein guter Mensch man eigentlich ist, da möchte man am liebsten sagen: „Macht nur nicht solchen Sums drumrum!“ – aber es war doch schön zu spüren, daß man nicht abgebuht und vergessen ist.

Wir sind dann zur Ausbildungseinheit zurück, zur eigentlichen Entlassung. Unsere Dienstzeit war noch nicht einmal völlig abgelaufen. Eine Zeitlang hatten wir ja gedacht, ein paar Wochen geschenkt zu bekommen. Aber vielleicht wirst Du schon gehört haben, wo wir in den nächsten Wochen „Dienst getan“ haben – in Mecklenburg, genauer: in einer LPG in Melkow, Kreis Hagenow. Na, Du kennst es ja aus verschiedenen Einsätzen selber, wie das ist, sich hinter dem Roder friedensmäßig über den Kartoffelacker vorzuarbeiten. Am 21. Oktober wurde es wirklich Ernst mit unserer Entlassung. Nach zwei Tagen Urlaub („Zivilsachen mitbringen!“) verabschiedete uns die Ausbildungseinheit mit großer Feierlichkeit, mit Ansprachen des Brigadekommandeurs und des Regimentskommandeurs, mit Auszeichnungen und den besten Wünschen. Dann ging es in Zivil auf die LKWs und zum Bahnhof, und per Freifahrkarte fuhren wir in Richtung Heimat. Daß die meisten von uns an diesem Tage nicht mehr verkehrstüchtig im Sinne der Straßenverkehrsordnung waren, kannst Du Dir vorstellen.

In Freital bin ich wieder in meinen alten Betrieb gegangen, wo ich 1958 Schlosser gelernt habe, ins Edelstahlwerk 8. Mai 1945. ▶





Hier machte ich mich mit einer Frage bemerkbar: „Auf dem Wehrkreiskommando sind Sie wohl nicht gewesen?“ – „Doch, doch. Man hat sich dort eingehend erkundigt, ob ich Hilfe brauche, ob meine Arbeitsstelle feststeht, und man hat mich aufgefordert, mich an das Wehrkreiskommando zu wenden, wenn etwas nicht klargeht.“

„Und mußten Sie noch einmal hin?“
 „Wozu denn? Lesen Sie den Brief weiter, Genosse Schlaukopf, da werden Sie sehen, daß sich das Edelstahlwerk gut um seine Reservisten kümmert!“

Andere aber haben es noch besser gehabt, wußte ich bereits. Wenn man sich über einen Heimkehrer freut, mag man ihn getrost auch umarmen. Leider kam es im Edelstahlwerk bei den Herbstentlassenen nicht zu diesem persönlichen, geselligen Beisammensein wie noch im Frühjahr zuvor. Hoffentlich ist es nicht nur ein Aprilscherz, daß in diesem Jahr die gute Tradition fortgesetzt werden soll. Mittel im Kuß-Fonds sind dafür vorhanden.*

Im Brief aber ging es so weiter:

Der Betrieb hat sich in den letzten Jahren ganz schön herausgemacht. Nach den Erweiterungen in der Produktion wird jetzt das neue Sozialgebäude fertig, und die Bauarbeiter denken noch nicht daran, das Werk zu verlassen; ich glaube, die haben bei uns Lebensstellungen. In meiner alten Abteilung, der Instandsetzungswerkstatt, arbeite ich aber nicht mehr. Mir hat die Kaderabteilung etwas anderes vorgeschlagen: als Schlosser zum Vakuumstahl. Ich habe sofort zugegriffen. Das ist eine duftige Sache!

Nicht nur im Falle Fürst, das wußte ich bereits, tut das Edelstahlwerk etwas für seine Soldaten auf Zeit. Wer einst seine Berufsausbildung nicht abgeschlossen hatte, oder wer neu ins Werk kommt und vorher vielleicht Bäcker gelernt hat, erhält sofort die Lohngruppe 5. Allerdings muß

er sich verpflichten, die dafür geforderte Qualifikation auf der Betriebsakademie nachzuholen. Es gibt wohl den einen oder anderen Fall, wo den Lernenden etwas Dampf gemacht werden mußte, aber der Leiter des Reservistenkollektivs kennt keinen Reservisten im Werk, der zurückgestuft werden mußte.

Mit dem übrigen Stahlwerk ist der Vakuumstahl gar nicht zu vergleichen. Die Schmelzer können bei uns, wenn nicht gerade Reparatur ist, in Schlips und weißem Kittel arbeiten. Sie sitzen am Ofen und arbeiten mit dem Zeigefinger – auf dem Schaltpult.

Für uns Schlosser gibt es im EMO interessante und vielseitige Arbeit. Für mich und auch für die anderen ist das ein ganz neues Gebiet. Allein die modernen Pumpen! Das ist was anderes als die Wasserpumpen in den übrigen Abteilungen. Und als Schichtschlosser muß man ja alles machen, was anfällt. Über Eintönigkeit können wir uns nicht beklagen. Meine alten Kollegen aus der Instandsetzung, wenn ich mal einen treffe, behaupten: Du hast es gut, Gerd, du hast das große Los gezogen.

Manchmal wird man natürlich auch gefragt: Na, wie war es denn bei der Armee? Meist sind es die, deren Einberufung bevorsteht. Was soll ich da groß antworten! Ich sage immer: „Geht hin, dann werdet ihr selbst sehen!“

Aber wer wäre, so dachte ich, der geeignetere Mann, den zukünftigen Wehrpflichtigen schon vorher den Blick zu öffnen – auch für den Soldaten auf Zeit – als der ehemalige Soldat auf Zeit Fürst? Er trug sich übrigens mit dem Gedanken, noch länger zu dienen, aber die Mutter wollte ihren „Kleinen“ wieder zu Haus haben.

Auch mit der Weiterbildung und Perspektive ist bei uns am EMO alles drin. So nennen wir unseren Elektronenstrahl-Mehrkammerofen. Entwickelt hat ihn Manfred von Ardenne mit seinem Institut. Der Stahl, den er liefert, ist besonders gasrein und deshalb wertvoller als der übliche Stahl. Wir sind eine junge Belegschaft am EMO, die meisten von uns waren bei der Armee. Hier sind so ziemlich alle Waffen-

* Hier war Spatz Schlaukopf einem Hörfehler erlegen. Es muß natürlich heißen: KuS-Fonds, d. h. Fonds für Kultur und Sozialfürsorge.





gattungen vertreten, sogar einen Maat haben wir dabei.

Da werdet ihr ja bald euer eigenes Reservistenkollektiv haben, wußte ich. Im November war die zentrale Leitung mit Vertretern aus allen 14 Werksabteilungen gebildet worden. Jetzt ist man dabei, in diesen Abteilungen die einzelnen Gruppen zu bilden – bei Schichtbetrieb kein leichtes Unterfangen. Aber vielleicht wäre es doch leichter, würde man den Gruppen Aufgaben stellen, an denen sie sich aufrichten können, und nicht erst sagen: Bildet eure Gruppen, dann bekommt ihr auch was zu tun.

Im Augenblick sind wir noch in einem provisorischen Bau untergebracht, aber das Vakuumstahlwerk mit einem neuen, größeren EMO – die größte derartige Anlage in Europa – wird noch in diesem Jahr fertig, da ziehen wir dann in den Neubau, ins eigene Heim.

Wie Du siehst, geht es mir ausgezeichnet. In unserer GST-Einheit bin ich auch wieder mit dabei. Du weißt ja, daß ich vor Jahren an der Deutschen Meisterschaft teilgenommen habe. Inzwischen ist allerhand junges Volk dazugekommen, aber ich habe auch manche alte Freunde wiedergetroffen.

Ich lächelte an dieser Stelle in mich hinein. Ein Brief verschweigt oft mehr, als er sagt, dachte ich und freute mich, daß ich bereits mehr wußte, als der Dieter in der Grenzkompagnie erfuhr. Gerd Fürst war einst sehr aktiv in der GST. Als er zurückkam, wollte er aber anfangs nicht wieder mitmachen, nicht, weil er seine Ruhe haben wollte wie manch anderer; Lust hatte er schon. Mit dem Vorsitzenden hatte es

Differenzen gegeben! Aber es hätte wohl nicht erst bedurft, daß eben dieser Vorsitzende wegen Krankheit ausschied – denn der Leiter des Reservistenkollektivs hatte bereits vorher mit Gerd gesprochen, um den Reservisten Fürst aus der Reserve zu locken.

Und sonst? Ich wohne nach wie vor bei meinen Eltern, brauche mich also nicht erst einzugewöhnen. Das eigenartige Gefühl, daß man wieder für ganz zu Hause ist, nicht nur für ein paar Urlaubstage, ist schon nach wenigen Stunden verschwunden.

Und Mutter freut sich, daß der „Kleine“ sich fast gar nicht verändert hat, und sie versorgt und verwöhnt ihn wie ehemals.

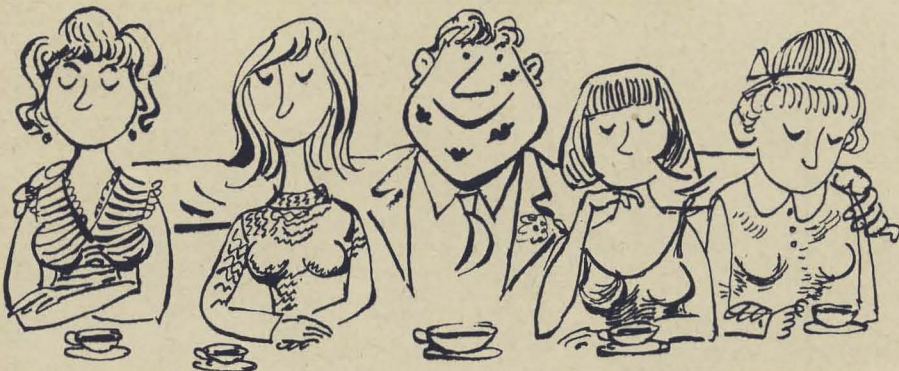
In Freital, in unserem Klubhaus, gibt es seit einiger Zeit ein Jugendtanzcafé. Da machen sie ein flotte Musik. Wenn Du mal nach Freital verschlagen werden solltest, und Du triffst mich weder zu Haus noch im Edelstahlwerk an, dann sieh mal ins Jugendtanzcafé hinein, dort ist Gerd häufiger Gast. Du weißt ja, Nachholebedarf und so.

Mein altes Vorhaben, das Du kennst, habe ich nicht aufgegeben: Ich spare auf eine Maschine. Wenn ich erst meine 300er ES unter dem Hintern habe, komme ich im Urlaub bestimmt einmal bei Euch in der Kompanie vorbei.

Bis dahin sei recht herzlich begrüßt und grüße auch alle anderen in der Einheit von Deinem

Gerd Fürst.

PS.: Du staunst, daß ich so einen langen Brief geschrieben habe? Ganz ehrlich: Aufgeschrieben hat ihn Spatz Schlaukopf von der AR. Aber was darin steht, stimmt alles, denn ich habe es dem klugen Tier ja erzählt.





1. MOT- (ABC-) SCHÜTZEN



FUSSMARSCH. Er beginnt schon auf der Stube. Mit Blasen an den Füßen marschiert es sich bekanntlich schlecht. Wer sich diesen Ärger sparen will, der wäscht sich vorher gründlich, fettet seine Stiefel gut ein und zieht frisch gewaschene Socken an. Auch schlecht befestigte Ausrüstungsgegenstände (Soldat mit Tragetasche vorn Mitte) können einen zur Weißglut bringen.

SCHIESSAUSBILDUNG. Der Körper liegt in sich gerade, jedoch etwas schräg zum Ziel. Nur die linke Hand mußte noch etwas höher fassen, an den Magazinhalter. Da hat man die Waffe fester im Griff. Der Kompaniechef überprüft selbst, was seine Soldaten schon gelernt haben.

Jürgen Roßmeisel, Lokheizer aus dem Erzgebirge, hat seinen Einberufungsbefehl erhalten. „Ausgerechnet jetzt!“ schimpft er. Verständlich, seine Frau erwartet in wenigen Wochen ein Kind, und im Betrieb steht er gerade mitten in der Lokführerausbildung. Ausgerechnet jetzt! Obendrein erfährt er noch am Tage vor seiner Abreise, daß er in vier Wochen eine neue Wohnung beziehen kann. Und jetzt die Einberufung! Ilona, seine Frau, versucht ihn zu trösten. „Die Maler kann ich alleine bestellen, auch den Spediteur. Du müßtest nur versuchen, für den Umzug Urlaub zu bekommen.“

„Urlaub!“ antwortet er ironisch. „In den ersten drei Monaten gibt es keinen. Meinst du, die machen da für mich eine Ausnahme?“

„Aber wenn ein dringender Grund vorliegt?“ Jürgen packt sein Kofferchen. Beim Wehrkreiskommando trifft er am nächsten Morgen viele, die gleich ihm einberufen wurden. Wohin kommst du? fragen sie sich gegenseitig. Zu den Panzern, zur Artillerie, zu den Fliegern. Jürgen kommt zu den Mot.-Schützen. Wenig später schon besteigt er mit etwa zwanzig anderen den Autobus zur Garnisonstadt.

Auf dem Wege zum Klubhaus der Dienststelle sieht sich Jürgen Roßmeisel neugierig im Kasernengelände um. Hohe Bauten, ein großer Exerzierplatz, die Wache. Alles scheint ihm kalt und nüchtern. Ob er sich hier heimisch fühlen wird? Ein wenig weh-





EXERZIEREN. Schwerfällig und unsicher wie die ersten Schritte eines Kindes sind auch die des Soldaten, wenn er marschieren lernt. „Links um!“ Die Bewegungen sind steif und verkrampft, der Körper zu weit nach vorne gebeugt. Und nicht jeder erwischt gleich den richtigen Fuß, auf dem er sich umdrehen muß. Ohne Fleiß gibt es eben auch hier keinen Preis.

MOEFABOSCHÜTZEN

PIONIERDIENST. Etwas unbequem, wie sich Soldat Barthel hier mit dem Feldspaten herumplagt. Will er aber dem Gegner keine Zielscheibe sein, muß er sich so klein wie möglich machen und schnellstens in der Erde, in der Schützenmulde verschwinden. Offen bekennt er: „Das strengt an, wenn man es nicht gewöhnt ist.“

mütig schaut er noch einmal zurück zum Torposten. Im Kinosaal begrüßt sie ein Offizier des Stabes. Für sie begänne jetzt ein neuer Lebensabschnitt, sagt er, an erster Stelle stünden Ordnung und Disziplin.

Danach sammelt ein Offizier die Wehrpässe ein, ein anderer fragt nach Fahrerlaubnis und Fußballspielern. Jürgen zeigt seine Fahrerlaubnis Klasse 1 vor. Anschließend werden die Neuen auf die Kompanien aufgeteilt. Jürgen kommt in die Sechste. Ihr Chef ist Hauptmann Müller, leicht zu merken.

Der Hauptfeldwebel, ein energischer Mann, weist sie in die Stuben ein. Sie sind sauber, die Betten frisch bezogen. Bald darauf geht es zur Einkleidung. Neue Uniformen. Die frischgebackenen Soldaten betrachten sich gegenseitig. Dann verstauen sie ihre Sachen im Spind. Ein kleiner, schmächtiger Unteroffizier hilft ihnen dabei.

Auf dem Flur ruft immer wieder jemand etwas aus. Unteroffiziere, Feldwebel und Offiziere schwirren herum. Alle sehr geschäftig. Jeder scheint hier etwas zu sagen zu haben. Ein schönes Durcheinander. Ob das auch zur militärischen Ordnung und Disziplin gehört?

Am nächsten Tag beginnt das vermeintliche Durcheinander sich für Jürgen langsam aufzulösen. Der Ausrufer entpuppt sich als UvD. Die Offiziere und Unteroffiziere werden vom Kompaniechef als Zug- und Gruppenführer vorgestellt. Jürgen gehört also jetzt zur Gruppe von Unteroffizier Wucherpfennig, derselbe, der gestern beim Einräumen half. Ein selbster Name. Auf der Stube treiben einige ihre Späße: „Ob der in der Ausbildung mit uns auch so wuchern wird?“

Skeptisch verfolgen sie die Ausbildung an den ersten Tagen. Exerzieren, Sport, Waffenkunde, Dienstvorschriften... Was man als Soldat alles wissen und



können soll! Jeden Abend schwirrt ihnen der Kopf. Die Beine sind schwer wie Blei. Müde sinken sie in ihre Betten. Der Gruppenführer kann etwas, meint Jürgen nach der ersten Woche. Wie er alles erklärt und selbst vormacht! Und fast jeden Abend kommt er auf die Stube und spricht mit uns. Er kümmert sich um seine Gruppe, das steht fest. Ein feiner Kerl! Nur hat er die komische Angewohnheit, an allem herumzunörgeln. Bald gefällt ihm der Bettenbau nicht, bald ist die Stube nicht richtig sauber, bald ist er mit der Ausbildung nicht zufrieden. Aber eigentlich hat er damit recht.

Eines Tages, die dritte Ausbildungswoche hat gerade begonnen, üben die Neuen wieder einmal auf der Sturmbahn. Diesmal geht es über ein hohes Klettergerüst, dem sich in einigen Metern Höhe ein Balancierbalken anschließt. Mut und Geschicklichkeit sind hier gefragt. Jürgen Roßmeisel ist einer der wenigen, denen das Hindernis keine große Schwierigkeit bereitet.

Aber viele Genossen erklimmen das Gerüst nur mit Mühe. Einige haben sogar Angst vor dem Balancierbalken. Unteroffizier Wucherpfennig sieht sich das eine Weile an. Er spricht den Genossen Mut zu. Dann zeigt er ihnen noch einmal, wie man es macht. Auch Jürgen klettert ein paarmal über das Hindernis. Und siehe da: einige nehmen sich ein Herz und kommen gut drüber. Diejenigen, denen der Mut dazu noch fehlt, ruft der Gruppenführer bald zurück. Er rät ihnen, es das nächste Mal wieder zu probieren, bis sie es schaffen.

„Sie können das ja schon recht gut, Genosse Roßmeisel!“ lobt der Gruppenführer. „Haben Sie das schon öfter gemacht?“

„Jawohl, bei der GST. In der FDJ habe ich außerdem einen Schießzirkel geleitet.“



PUTZ- UND FLICKSTUNDE.

Selbst ist die Hausfrau, meint Soldat Volke und greift, wie Meister Nadelöhr, zu Nadel und Zwirn. Zu Hause gab es manchmal Ärger, weil er sich nicht einmal einen Knopf annähte. Mutter wird staunen, was ihr Herr Sohn bei den Soldaten alles lernt.



STURMBAHN. Man könnte sie auch Schweißbad nennen. Gebieterisch verlangt sie: weniger Casino – mehr Sport! Doch bevor es über die gesamte Hindernisstrecke geht, wird an ihren einzelnen Elementen geübt. Viele sind noch zu steif, es fehlt ihnen an Kraft in Armen und Beinen. Soldat Roßmeisel ist einer der wenigen, die gut über die „Runden“ kommen.

Jürgen freut sich über das Lob des Gruppenführers. Jetzt findet er auch den Mut, endlich seine leidige Urlaubsfrage an den Mann zu bringen. Es wird Zeit damit. Seine Frau schrieb in ihrem ersten Brief schon den Umzugstermin.

Unteroffizier Wucherpfennig erinnert an die dreimonatige Frist, in der es in der Regel keinen Urlaub gibt. Er meint jedoch, daß hier eine Ausnahme gemacht werden müsse. Darüber müsse er jedoch mit dem Zugführer sprechen.

Am Abend wird Soldat Roßmeisel zum Kompaniechef gerufen. Noch einmal muß er alles vortragen. Vorsorglich hat er den Brief seiner Frau mitgebracht. Nachdenklich hört der Kompaniechef zu. Das sei hier nicht so einfach, sagt er dann. Nach Abschluß der Grundausbildung seien Versetzungen. Welche kämen in andere Kompanien, ein Teil ginge zur Unteroffiziersschule.

„Da Sie aber in meiner Kompanie bleiben werden und Ihren Dienst bisher ordentlich machten, kann ich Ihnen den Urlaub genehmigen. Schreiben Sie ein Urlaubsgesuch, dann geht das in Ordnung. Übrigens haben wir Sie für die MG-Gruppe vorgesehen.“ Heute abend hat Jürgen Roßmeisel nichts Eiligeres zu tun, als seiner Frau einen Brief zu schreiben. Beim Umzug wird er zu Hause sein.

Mit neuem Schwung geht Jürgen in den neuen Tag. Leichter fällt ihm jetzt das Marschieren. Er bedankt sich bei seinem Gruppenführer und erkundigt sich gleich nach der MG-Gruppe. Er muß doch wissen, mit wem er dort zusammenkommt. Er wird sich große Mühe geben, ein guter MG-Schütze zu werden. Gerade jetzt!

Major Rolf Dressel



Was wäre **WENN**...

„Der Mann, der das ‚Wenn‘ und das ‚Aber‘ erdacht, hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht!“ so spießte einst Gottfried August Bürger einige Spießbürger auf. Das waren jene Stammtischweisen, die in die Blume und dann getrübbten Blicks in Zukunft und Vergangenheit stieren und beweisen, daß alles ganz anders gekommen wäre, wenn...

Bürger trifft damit aber auch jene, die mit billigen Phantastereien teures Geld machen, die unernst über ernste Themen Bücher schreiben. Werden im folgenden auch Schriften vorgestellt, so jedoch von Schriftstellern, die ernsthafte Auseinandersetzung betreiben – oder doch zumindest ernst zu nehmen sind, wenn sie fragen: „Was wäre, wenn...?“

„Wenn wir den Krieg gewonnen hätten mit Wogenprall und Sturmgebraus, dann wäre Deutschland nicht zu retten und gliche einem Irrenhaus. Die Frauen müßten Kinder werfen. Ein Kind im Jahr. Oder Haft. Der Staat braucht Kinder als Reserven. Und Blut schmeckt ihm wie Himbeersaft. Dann würde auf Befehl geboren, weil Menschen ziemlich billig sind. Und weil man mit Kanonenrohren allein die Kriege nicht gewinnt. Dann läge die Vernunft in Ketten und stünde täglich vor Gericht. Und Kriege gäbs wie Operetten. Wenn wir den Krieg gewonnen hätten – zum Glück gewannen wir ihn nicht.“

Dieses Kästner-Gedicht aus den Jahren nach dem ersten Weltkrieg ist einer der seltenen Fälle, da das Messer der Satire mit den Jahrzehnten nicht schartig, sondern schärfer wurde. Man denke sich einmal aus: Wenn die Faschisten den Krieg gewonnen hätten... Nicht auszudenken! Zum Glück gewannen sie ihn nicht! Aber offenbar ist nicht jedermann glücklich darüber in Deutschland. Ein Bonner Minister, Herr Mende, ist sogar sterbensunglücklich: „Es gibt keinen Grund, den 8. Mai zu feiern. Die bedingungslose Kapitulation im Mai 1945 war und bleibt der dunkelste Punkt in der deutschen Geschichte.“

Für sie ist also nicht der Machtantritt der Faschisten, sondern deren Machtabtritt das Unglück, nicht der Beginn des Krieges, aber sein Ende. Und indem sie derart nicht den 8. Mai, den Tag der Befreiung, wohl aber den 17. Juni, den Tag des konterrevolutionären Putschversuches feiern, offenbaren sie ein ganzes Pro-

gramm. Es heißt Restauration, Revanche, und auf der militärischen Seite neben anderem auch: verdeckter Krieg.

Für das Thema „verdeckter Krieg“ interessant ist auch der Roman „Und keiner kommt davon“ von Hans Hellmut Kirst, dem meistgelesenen westdeutschen Autor.

Da kommt es zu eben jenem Schauspiel, von dem man in Bonn seit Jahren träumt: In der DDR wird ein Putsch inszeniert (der bei Kirst überhaupt keine Regisseure hat, und natürlich schon gar nicht in Bonn), aufgehetzte Leute (bei Kirst natürlich lauter lautere Kämpfer gegen das kommunistische Joch) versuchen die Staatsgrenze zu durchbrechen.

Und nun tritt ein Abziehbild reinsten Menschlichkeit auf die Bühne, pardon er liegt schon da, der Hauptmann Müller-Marburg, in der Uniform des Bundesgrenzschutzes und mit einer blütenreinen Weste, wie von der OMO-Reklame:

„Und er schrie: ‚Feuer!‘ Die Maschinengewehre der Kompanie Müller-Marburg ratterten los, kaum daß er dieses Wort ausgesprochen hatte. Und plötzlich flackerten von allen Seiten die Mündungsfeuer auf. Es war, als ob sich die flirrende Hitze des Tages in ein wild-flieberndes Gedröhn verwandelt.

Ketten von Kugeln zischten sich entgegen.“ Und so heißt es am Ende des 1. Aktes: „Was vordem Grenze hieß, war jetzt Niemandsland. Deutschland war zum Schlachtfeld der Deutschen geworden.“

2. Akt: Nach einem Bericht, den der westdeutsche Kanzler erhält, „... ist das Grenzschutzbataillon in ein regelrechtes Gefecht mit der Volksarmee verwickelt worden. Der Gegner hat inzwischen Verstärkungen nachgezogen. Im Zuge der Kampfhandlungen ist der Grenzschutz zwei Kilometer auf Sowjetzonengebiet vorgedrungen.“ Und schon werden die Pausen zwischen den Akten immer kürzer! Da ein Rückzug ohne Verluste nicht möglich ist, wendet sich der Grenzschutzkommandeur, ein Oberst, an einen Bundeswehrkommandeur, einen General. Der sperrt sich, zu Hilfe zu kommen („Ich habe mich ausschließlich nach den Befehlen aus Fontainebleau zu richten!“) – bis er an die gemeinsamen Schlachten in Rußland erinnert wird. Jetzt fordert er seinerseits beim Verteidigungsminister den kurzfristigen Einsatz von zwei Bundeswehrregimentern, um den Grenzschutz herauszuheulen. Der Verteidigungsminister gibt ihm dazu freie Hand – für drei Stunden.

Und jetzt überstürzt sich die Handlung und geht ohne Pausen mit rasender Schnelle dem Höhe-



Lübke: „Wenn meine Unterlagen aus der Nazi-zeit verbrannt wären, brauchte ich nicht so schrecklich von den Schicksalen der Oberländer, Krüger und anderen träumen.“

punkt zu, der zugleich das Ende ist: Die Bundeswehr dringt in die DDR ein, sowjetische Truppen kommen der NVA zu Hilfe, die anderen NATO-Partner werden in den Kampf verwickelt – und nach wenigen Stunden, um 6 Uhr, platzt über Mitteleuropa die erste Heliumbombe. Inmitten dieser Tragödie aber gibt es so etwas wie eine Tragikomödie: Der deutsche Befehlshaber aller Landstreitkräfte im NATO-Kommando Mitte kommt zu diesem Atomkrieg, wie die Jungfer zum Kinde: Entweder die anderen haben Schuld oder er hat von allem nichts gewußt. Auf ihn

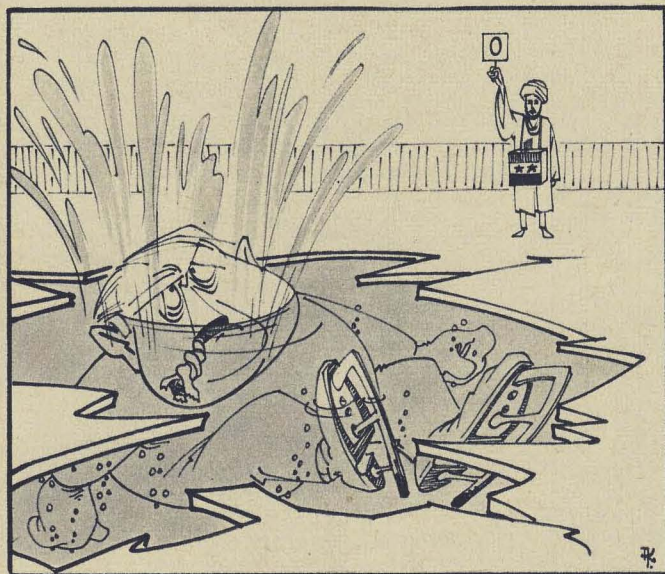
trifft gleich alles beides zu, und so geht er denn ala Gartenlaube ins Wasser, pardon, bei Kirst macht er Schluß wie es seinem Dienstrang wohl zusteht – er setzt sich einen Schlußpunkt auf die edle, reine Stirn.

Papier ist geduldig, und es kann sich nicht wehren gegen das Bild von der unbefleckten Empfangnis der Bundeswehr. Aber auch wenn man bei diesem Kirstschen Bilde verharrt: Der Verteidigungsminister drückt ein Auge zu, und die Bundeswehr marschiert, trotz anders lautenden NATO-Befehlen. Die NATO-Mitgliedschaft der Bundeswehr also eine unüberspringbare Schranke für etwaige Revancheabenteuer? Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Durch sie wird die Gefahr doppelt groß. Es ist auch die Gefahr, daß die übrigen NATO-Partner selbst dann in einen bewaffneten Konflikt hineingezogen werden können, wenn sie es nicht wollten. Und all das bei den Kirstschen Unschuldensgeln in der Bundeswehr. Dabei könnte, ja muß man ihnen andere Typen gegenüberstellen:

dem General im NATO-Hauptquartier, der von nichts gewußt hat, einen solchen, der bei der NATO eine Studie über „Möglichkeiten der Vorwärtsverteidigung“ einreicht, die u. a. einen Atomminengürtel entlang der westdeutschen Ostgrenze vorsieht;

dem ach so unschuldsvollen Bonner Minister für Gesamtdeutsche Fragen, der bewaffnete Zwischenfälle an der Grenze bis zum Geht-nicht-mehr verhindern möchte, einen anderen, der zynisch erklärt, daß er bei Provokationen gegen die Grenze der DDR nicht dafür garantieren kann, „was entlang der Zonengrenze auf unserer Seite (heißt: westdeutsche Seite) geschieht“;

dem aufrechten deutschen Verteidigungsminister, der den Einsatzbefehl nur widerstrebend und für drei Stunden erteilt, einen solchen, der seine Truppen für den „verdeckten Kampf“, d. h. nach



Erhard: „Wenn die Hallsteinkür leichter wäre, würde ich nicht so oft einbrechen.“

eigenen Dokumenten für den „Kräfteinsatz unterhalb der Schwelle des konventionellen Krieges“, für „die Grundsätze des Untergrund- und Bandenkampfes“ ausbildet; dem Kirstschen Hauptmann Müller, der seinen armen ostdeutschen Brüdern helfen will, einen Hauptmann Walter aus Clausthal-Zellerfeld, der darauf brennt, „in zwei Tagen bis Leipzig vorzustoßen und dort auf den Treppen des Hauptbahnhofs zu übernachten“.

Diese Typen unterscheiden sich von den Kirstschen Romanfiguren unbestreitbar: Sie existieren nicht nur auf dem Papier, das geduldig ist, sondern in Fleisch und Blut. Sicherlich wäre auch der Hauptmann Walter, was die Hauptleute der Bundeswehr anbelangt, nicht die ganze Wahrheit. Aber Walter wie Müller würden auf Befehl marschieren; uns mag man es aber nicht verübeln, daß es uns in diesem Falle völlig schnuppe ist, ob der eine – wie der Walter –, um wieder mal sein Mütchen an den Roten zu kühlen, oder der andere – wie der Müller – in dem Wahn, seine Landsleute befreien zu müssen...

Ob Kirst selbst das Märchen von der unbefleckten Empfängnis der Bundeswehr glaubt? Anderen Büchern nach müßte er es besser wissen. Aber wenn schon eine Bundeswehr mit lauter Unschuldsgengeln und edlen Rittern zum Konflikt führen kann, um wieviel mehr dann die, die mit Revanchisten und Ostlandrittern durchsetzt ist?! Und wenn sie schon mit einer konventionell bewaffneten Bundeswehr die Gefahr eines weltweiten Atomkrieges heraufbeschwören, um wieviel eher dann, wenn sie sich mit Atomwaffen in der Rückhand noch stärker fühlen, ihre Träume zu verwirklichen?!

Welches aber deren Träume sind, schildert Hedda Zinner in ihrem Erfolgsdrama „Was wäre, wenn...“ Gemeint ist, wenn Willshagen, ein ins Westdeutsche vorspringendes Dörfchen



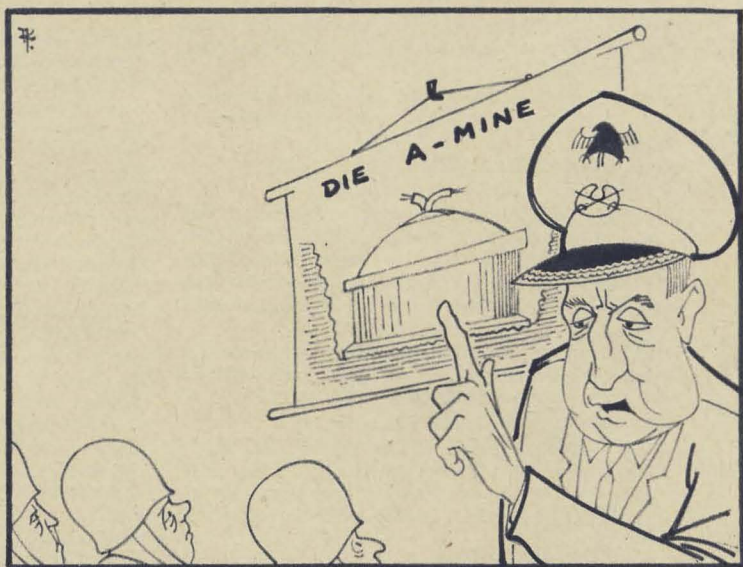
Hitler: „Bonn sagt, wenn ich noch lebte, würde es mich nach der Verjähung mit Freuden empfangen.“

an der Staatsgrenze westdeutsch würde. Und das ist für fast das ganze Dorf sicher, als zu den Riasgerüchten noch zwei verdächtig ausschauende Herren, einer den anderen verdächtig Conny rufend, in einem verdächtigen Volkswagen ins Dorf kommen und darauf das Schloß – verdächtigerweise – wieder wie zu des Grafen Zeiten hergerichtet wird, die Partei – vorerst – aber verdächtig schweigt.

Ebermeyer, des Grafen einstiger und – wie er hofft – zukünftiger Diener, soll für diesen und

Zeichnungen: Klaus Arndt

Trettner: „Wenn ich erst solche Waffen einsetze, werden mir viele Rotterdam nicht mehr ankreiden.“



jenen gegen eine Mark Belohnung beim Grafen ein gutes Wort einlegen – was er verspricht, nachdem er mindestens zwei Mark herausgeholt hat. Es kommt auch des Dorfes Klatschante und Wahrsagerin und drückt ihm einen kleinen Gegenstand in die Hand.

„Katharine: Der Nuckel des Herrn. – Nun? Ich hab ihn aufgehoben all die Jahre. Eine Erinnerung, eine teure Erinnerung – nicht nur für mich.

Ebermeyer: Eine Erinnerung – nicht schlecht. (Entdeckt etwas und hält das Ding dicht an seine Augen) Was ist denn das?

Katharine (kurzsichtig): Das? – Fliegendreck. Ebermeyer: Fliegendreck? Das ist kein Fliegendreck – das ist Schlimmeres (er setzt die Brille auf und liest: ‚VEB Gummi Leipzig‘. (Streng) VEB – und das dem Grafen.

Katharine: Das muß eine Verwechslung sein. Ebermeyer: Höffentlich verwechselst du nicht auch deine Tränklein. Sonst kriegt die Jungfer das Kind und die Frau den Liebsten.

Katharine (kichert): Wä ein Spaß, Elias, wä ein Spaß.“

Aber VEB – das ist nicht nur für Ebermeyer und den Grafen kein Spaß, sondern noch ganz anderen Leuten ein Dorn im Auge. Als vor dem 13. August 1961 die Kirstschen Unschuldengel die DDR in ein großes Willshagen zu verwandeln gedachten, gab ein sogenannter „Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung“ beim sogenannten „Ministerium für gesamtdeutsche Fragen“ ein Rezept dafür. „Wie wir uns die Umwandlung der DDR-Wirtschaft erträumen“, hätte der Bericht überschrieben sein können. Vom „Verkauf der VEB“ und der Organisierung der gesamten Wirtschaft nach „marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten“, das heißt nach kapitalistischen Gesichtspunkten stand da schwarz auf weiß. „Den alten geschlossenen Banken soll bevorzugt die Möglichkeit gegeben werden, wieder aktiv zu werden“, hieß es. Und mit den Betrieben sollte den Arbeitern das Mitbestimmungsrecht geraubt werden.

„Und was wird mit dem . . . Land werden?“ fragt der Mittelbauer Gepfert bei Hedda Zinner den Großbauern Dahlke.

„Dahlke: Das ist doch klar. Was man aufgeteilt hat oder zugeteilt hat, muß zurückgegeben werden.

„Gepfert (noch fassungslos): Mein Land?

Dahlke: Hast du es etwa bezahlt?

Gepfert: War verqueckt und verwahrlost das Land fünfundvierzig . . . mit nichts haben wir angefangen; keine Geräte, ein kaputter Pflug, ein klappriger Gaul. Schlimmer als Vieh haben wir geackert . . . Und jetzt, wo ich's hochgebracht hab'?

Dahlke (mit unüberhörbarem Spott): Kannst du alles vorbringen, wenn die Herrschaft erst da ist, wenn sie dich anhört . . .“

Und Dahlke weiß noch mehr:

„Damit ist's ja nun endgültig vorbei. Ab Mittwoch gibt's keine Partei mehr. Da ist sie verboten. Solche, wie der Kramer (der Parteisekretär), auch einige hier – die stecken wir ins Kittchen.“

Und dann geschah dies: Der alte Arbeiterfunk-

tionär Kalmar wurde mit seiner ganzen Familie – Frau, Kinder, alte Eltern – aus der Wohnung gezerzt und aufgehängt. Der Frau schnitt man, als sie tot wä, das Herz aus dem Leibe und warf es auf den Platz.

Ich höre den Einwand: „Papier ist nicht nur für Kirst, sondern auch bei Hedda Zinner geduldig; da hat sie wohl doch etwas zu dick aufgetragen.“ Man mag eine Unterlassungssünde verzeihen: Es war noch nicht gesagt, daß die letzte Szene sich nicht in Hedda Zinners Drama auf der Theaterbühne abspielte. Es war ein Drama, das in der Wirklichkeit aufgeführt wurde, ein Augenzeugenbericht aus den Tagen der ungarischen Konterrevolution über Geschehnisse in der Stadt Szepele.

Wer da aber denkt, bei den Banden des „verdeckten Krieges“ gäbe es eine weniger blutbefleckte Empfängnis, der mag auch gleich an den Klapperstorch glauben. Bei ihm sind geistig jene Verbrechen verjährt, die man „drüben“ auch rechtlich verjähren lassen will.

Von den Faschisten schon 1933 erschlagen wurde auch Walter Müller. Von ihm erschien 1930 im Malik-Verlag das Buch: „Wenn wir 1918 . . .“. Was hätte der Sieg der Novemberrevolution in Deutschland der Welt gebracht? fragt Walter Müller. Ein Land nach dem anderen schließt sich in seiner Vision der Revolution an. Noch einmal dringen die konterrevolutionären, weißen Truppen bis an die Oder vor, Ströme von Blut, und Berge von Erschlagenen hinterlassend – dann erliegen sie dem gemeinsamen Ansturm der sozialistischen Armeen und der aufständischen Arbeiter.

War Müllers Buch auch eine Vision über die Vergangenheit, so ist in der Zukunft im Kern doch eingetreten, was er voraussagte: „Wenn Rußland und Deutschland, die Donauländer, der Balkan und die Türkei zusammenhalten, sind sie in ein paar Jahren unüberwindlich.“ Und so würden sie heute nicht einmal mehr über die Elbe kommen.

Aber auch in Willshagen kommt es anders, als von den Dahlkes erwartet.

Um es vorwegzunehmen: Die verdächtigen Herren waren „nur“ von der DEFA, und das gräfliche Schloß wurde zu Dreharbeiten in seinen alten Zustand versetzt. Aber die Bauern, die das in Zinners Stück nicht wissen, kommen mit Sensen und alten Dreschflegeln, mit Äxten und Stangen zum Schloß gezogen, „um dem Grafen einen Tusch zu blasen, daß ihm das Trommelfell platzt“. Einige Biedermänner hatten das Wolfsgesicht gezeigt, aber all die anderen – und darunter auch mancher, der als notorischer Nörgler und miesgrämiger Meckerer galt – kamen, um ihren Arbeiter-und-Bauern-Staat zu verteidigen.

Muß man noch sagen, daß wir die DDR mit der gleichen Entschlossenheit, aber nicht mit den Waffen des Mittelalters zu schützen wissen? Denn für die Soldaten des Warschauer Vertrages gelten jene Worte, die in Walter Müllers Buch die Soldaten der Sozialistischen Union geloben: „Ich schwöre, daß ich im Ernstfalle weder meine Kraft noch mein Leben schonen, sondern mich rücksichtslos einsetzen will im Kampf um die Verteidigung der Sozialistischen Union.“

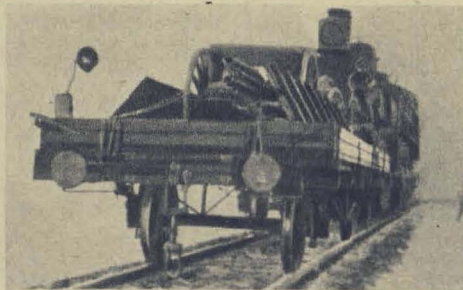
Kämpfen des Schienenstrangs

Erstaunlich, welche Fragen mitunter einer Zeitschrift gestellt werden. Nicht nur um Raketen und moderne Panzer, Atom-U-Boote und Flugzeuge mit mehrfacher Schallgeschwindigkeit geht es in den Leserbriefen. Auch Veteranen der Kriegstechnik, auch die Panzerzüge, erregen Wißbegierde. Begeben wir uns also auf den Schienenstrang der Geschichte, verfolgen wir das Werden und Vergehen jenes Kampfmittels, das der stellen Aufwärtsentwicklung der Militärtechnik Tribut zollen mußte.

Der Gedanke, die Eisenbahn mit Waffen zu bestücken, wurde erstmals von einem Franzosen ausgesprochen. Die Eisenbahn kroch noch im Schneckentempo über die Gleise, als jener Franzose, Montgery mit Namen, den Vorschlag machte, die Wagen mit leichten Geschützen auszustatten. Sein Vorhaben fand 1871 seine Verwirklichung, als zum Einsatz für das belagerte Paris ein bestückter Zug eingesetzt wurde. Doch schon 10 Jahre vorher ratterte der Panzerzug mit fauchender Lokomotive über die amerikanischen Railways, als sich die Nord- und Südstaaten bekriegten. Die Engländer ließen ihn bei ihrer Okkupation Ägyptens (1888) durch die Wüste rollen, und den afrikanischen Busch sah er ein Jahrzehnt später, im Burenkriege.

Im russisch-japanischen Krieg (1904–1905) befuhren die Panzerzüge beider Seiten die Strecken des Fernen Ostens und deckten die Aktionen der Armeen. In einzelnen Details unterschieden sie sich voneinander, aber in der Grundkonzeption waren sie alle gleich. Etwa fünf bis acht Wagons, gegliedert in „Brander“ (Sicherheitswagen), Kampf- und Mannschaftswagen, stellten solch eine rollende Kampfeinheit dar. Die Lokomotive befand sich meist inmitten der Gefechtsordnung oder an deren Ende. Sie schob den Zug gegen den Feind und konnte ihn ziehend wieder aus der Gefahrenzone bringen. Da sich die Panzerzüge bewährten, führten sie fast alle Länder in die Bewaffnung der Armeen ein. Im ersten Weltkrieg spielte der Panzerzug wegen der erstarrten Fronten keine besondere Rolle. Außer Eisenbahnbettungsgeschützen konnten keine Zugeinheiten wirksam werden.

Eine besondere Rolle spielten die Panzerzüge in der Zeit des Bürgerkrieges in Sowjetrußland. Das hing mit den Besonderheiten des Kampfes (weite Gebiete, Eisenbahnen z. T. einzige Verkehrsader), und dem Fehlen modernerer Kampftechnik zusammen. In allen bedeutenden Kämpfen zum Schutze der Errungenschaften der Revolution waren sie erfolgreich eingesetzt. Sie unterstützten das Vorgehen der Infanterie und Reiterei durch Artillerie- und MG-Feuer, klärten bestimmte Gebiete auf und säuberten sie von gegnerischen Truppen. Mit Landungsmannschaft lösten sie selbständig kleinere taktische Aufgaben. In vielen Fällen wurden Panzerzüge gemeinsam mit Panzern, Kraftfahrzeugen und



Ein Feldgeschütz auf offenem Plattenwagen, so schoben die Loks anfangs die Buggeschütze gegen den Feind.

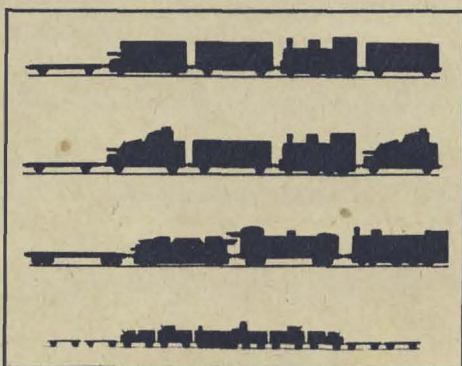


Ein Jahrzehnt später — der Buggeschützswagen des ehemaligen österreichischen Panzerzuges II, der in tschechoslowakischen Besitz überging. Vor und hinter der Lokomotive je ein MG-Wagen als Sicherung.



Sowjetischer Flak-Panzerzug aus dem zweiten Weltkrieg, stationär zum Schutze von Eisenbahnknotenpunkten eingesetzt.

Gefechtsordnungen von Panzerzügen: Die oberen drei Abbildungen zeigen die Kampfrichtung nach links, die untere nach beiden Seiten.



Schützeneinheiten eingesetzt. So konnte beispielsweise durch das Zusammenwirken dieser Waffen die grusinische Hauptstadt Tbilissi am 25. Februar 1921 durch die Rote Armee befreit werden. Die Panzerzüge zogen dabei das Artilleriefeuer des Gegners auf sich und erleichterten damit den Truppen den Durchbruch durch die feindliche Verteidigung. Welche Bedeutung man den Panzerzügen beimaß, ist daraus zu ersehen, daß die Rote Armee damals über hundert Panzerzüge besaß. Aus den Kämpfen der deutschen Arbeiterklasse gegen die Reaktion dürfte der Panzerzug der Leuna-Arbeiter bekannt sein.

Waren die Geschütze der Panzerzüge anfangs auf offenen Plattenwagen montiert (eine Methode, die bei Behelfspanzerzügen stets praktiziert wurde), so veränderten sich in der Folgezeit die Kampfwagen mehr und mehr zu wahren gepanzerten Ungetümen, mit um 360° schwenkbaren Geschütztürmen, mit Feuerleiteinrichtungen, Kommandokuppeln und MG-Breitseiten. Der Panzerzug trug nun seinen Namen zu Recht.

Technisch entwickelte sich diese Waffe weiter in Japan, der UdSSR und der ČSR, die von Österreich nach dem ersten Weltkrieg eine Reihe Panzerzüge übernommen hatte.

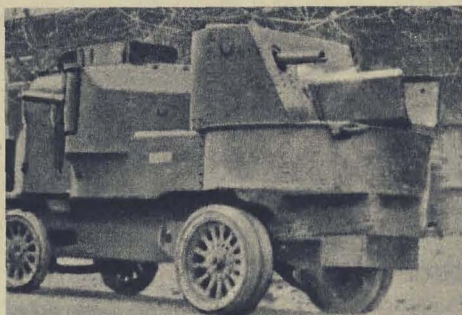
Als sich am politischen Horizont der dreißiger Jahre der zweite Weltkrieg abzuzeichnen begann, erfuhr der Panzerzug eine Neuauflage. Er wurde stärker gepanzert und bewaffnet.

Polen besaß zu der Zeit, da es von Hitlerdeutschland überfallen wurde, mehrere Panzerzüge. Sie alle wurden jedoch von der faschistischen Luftwaffe vernichtet. Das war das erste Signal ihrer Unfähigkeit, im Krieg mit modernen Kampfmitteln zu bestehen. Auch die Sowjetarmee verfügte noch über ein Anzahl von Panzerzügen, die aber in größere Operationen nicht mehr eingriffen. Faschistische Einheiten gingen in Belgien mit Panzerzügen vor, weil es die Luftüberlegenheit damals noch erlaubte.

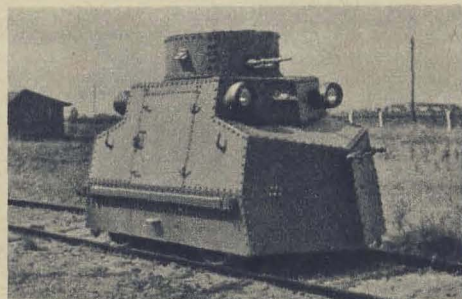
Bald erwies sich erneut, daß die Panzerzüge als Angriffsmittel untauglich waren. So erhielten sie neue Aufgaben zugewiesen, die fast ausschließlich auf Erkundungsfahrten, Sicherungsaktionen und Materialtransporte beschränkt waren. Am häufigsten kamen im Verlaufe des zweiten Weltkrieges Flak-Panzerzüge zum Einsatz. Sie sicherten Eisenbahnknotenpunkte und Umschlagstationen. Solche Flak-Panzerzüge wurden sowohl auf deutscher als auch auf sowjetischer Seite verwendet.

Der letzte Versuch, Panzerzüge wieder aufleben zu lassen, war die Zusammenstellung schwerer Einheiten mit Geschützen bis zu 200 mm Kaliber, die aus sicherer Entfernung den Gegner unter Feuer nehmen konnten. Doch auch sie verloren rapide an Bedeutung. Da sie schienengebunden waren, wurden sie leicht zur Beute der Artillerie und Luftwaffe. Ihre Weiche auf das Abstellgleis war von der modernen Kriegstechnik gestellt worden. Zu ihrem Untergang trug letzten Endes auch die schnelle Motorisierung der Armeen bei. Unter den Bedingungen eines Krieges mit Massenvernichtungsmitteln haben Panzerzüge keinerlei Aussicht auf Erfolg.

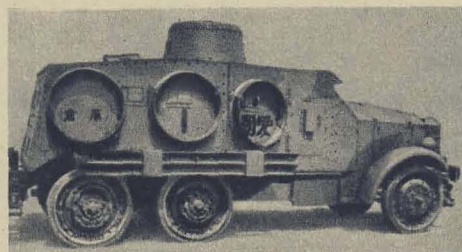
W. K. E.



Panzerdraisinen waren die kleinen Geschwister der Panzerzüge. Man unterschied leichte und schwere gepanzerte Draisinen (MG- bzw. Kanonen- und MG-Bewaffnung). Dieses alte Garford-Panzerauto wurde um 1920 von der Roten Armee als Panzerdraisine verwendet.

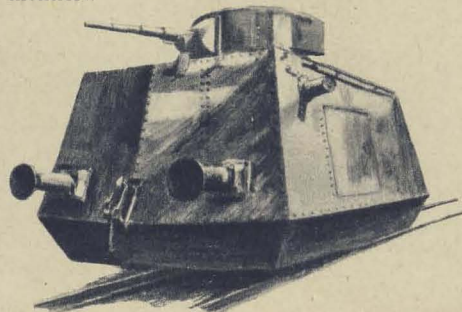


Tschechoslowakische Panzerdraisine von Skoda. Ein um 360° schwenkbarer MG-Turm ermöglichte eine gute Rundumverteidigung.



Japan baute den Sechsrad-Panzerkraftwagen Sumida mit auswechselbaren Rädern für Schienen- und Straßenfahrt. Zwei zu einer Einheit verbundene Wagen wurden als schwere Draisine eingesetzt.

Schwere sowjetische Panzerdraisine aus dem zweiten Weltkrieg. Im Turm war eine Panzerkanone, an den Seiten zwei bis vier MG Maxim montiert.



КАК ДЕЛА- WIE GEHT'S, GENOSSEN?

„Vor Freunden haben wir keine Geheimnisse“, sagte einst Alexandra Tschudina, die dreifache sowjetische Medaillengewinnerin der Olympischen Spiele von Helsinki.

Ihr Wort hat seitdem nicht nur dem Buchstaben nach Furore gemacht. Das spürten wir auf Schritt und Tritt, als wir daran gingen, diese Umfrage zu halten – ein Vorhaben, das uns zu Hunderten Sowjetsoldaten in der DDR führte und in dessen Verfolg wir im weitesten Sinne des Wortes schauen wollten, wie's da drinnen aussieht: In den Soldatenstuben und in Kopf und Herz jener Männer, denen der Volksmund schlicht den Namen „Freunde“ gegeben hat.

Fast viertausend Kilometer trennen den Sergeanten Wanja Tschernow von seinem heimatlichen Dorf. Die Karte, die er gerade in den Briefkasten steckt, der hier im Objekt ebenso blau gestrichen ist wie in der Sowjetunion, braucht fünf Tage, ehe sie zu Haus angelangt ist. Ein Kuriosum. „Denn“, so erzählt Wanja lachend, „als ich einmal für gute Leistungen Urlaub bekam, dauerte meine Heimreise nur drei Tage. Allerdings bin ich den größten Teil der Strecke geflogen.“ Übrigens ist das keine Besonderheit. „Ab Brest“, berichtet Obersergeant Waleri Tschipalin, „kann jeder Urlauber auf seinen Propusk alle Verkehrsmittel kostenlos benutzen.“ „Bei unseren Entfernungen“, fügt Gefreiter Michail Kolenkin hinzu, „ist es ganz verständlich, daß viele Genossen die Flugverbindungen bevorzugen. Es ist bequem und man kommt schneller nach Hause.“

Doch kehren wir zum Briefkasten zurück. Denn in der Hauptsache ist es eben doch der Brief, mit dem die sowjetischen Genossen die Verbindung zu ihren Angehörigen, Freunden (und Freundinnen) wie auch zu ihren Betrieben und Kolchosen pflegen.

Soldat Wladimir Tichonow schreibt jeden Tag. Er ist jung verheiratet und möchte natürlich gern wissen, wie es seinem drei Monate alten Sprößling geht. Die Eltern von Unterseergeant Alexander Schiljakow bekommen zweimal in der Woche Post von ihm, sein Mädchen dreimal. „Ich schreibe, was ich in der DDR sehe und erlebe“, meint er. „Mich freut, daß die deutschen Verkäuferinnen immer ein Lächeln auf den Lippen haben. Überhaupt finde ich die Mädchen

hier sehr nett: Sie sehen gut aus und verstehen, sich modern anzuziehen. Das schreibe ich meiner Freundin allerdings nicht!“, setzt er mit verschmitztem Lächeln hinzu. Gefreiter Jossif Georgijew schildert, daß er „einen guten Kontakt zur DDR-Bevölkerung“ hat und sie „als gute und hilfsbereite Menschen achtet“.

Drei lange Jahre wandert so ein Brief nach dem anderen hin und her. Soldat Nikolai Smartschkow hat bereits zwei Jahre seiner Dienstzeit hinter sich. Jeder kann sicher nachempfinden, daß er oft „recht großes Heimweh“ hat. Dem Gefreiten Juri Schatrow geht es nicht anders. „Doch wir sind ja hier in Freundesland“, sagt er, „so daß mir die herzlichen und brüderlichen Beziehungen zu unseren deutschen Genossen und Freunden über manche schwere Stunde hinweghelfen.“ „Gewiß, meine Heimat ist wunderschön“, ergänzt Gefreiter Valentin Schattemow. „Aber mir gefällt auch die Heimat meiner deutschen Waffenbrüder. Und weil mir beides gut gefällt, muß ich mithelfen, es zu schützen. Gerade weil ich diese Frage in den Vordergrund stelle, wird es mir leichter, die Sehnsucht nach meiner engeren Heimat zu ertragen.“

Wenn auch die Mutter des Gefreiten Jakow Kostjukowski anfangs viele Tränen vergoß, als ihr Junge seinen Wehrdienst bei den zeitweilig in der DDR befindlichen Teilen der Sowjetarmee aufnahm, so hat sie sich inzwischen doch dran gewöhnt und ist heute sogar stolz darauf, daß er an der westlichen Grenze des sozialistischen Lagers seine militärische Pflicht erfüllt. „Weil hier eine feste Hand nötig ist, um den Kriegswütigen in Westdeutschland entgegenzutreten, ermuntern mich meine Eltern immer wieder, gut aufzupassen und den Dienst vorbildlich zu versehen“, berichtet Sergeant Wladimir Solotow.

„Das tun wir auch“, entgegnet Soldat Nikita Schagussin, „denn wir wissen, daß ohne Frieden in Deutschland kein Frieden in der Welt möglich ist.“ Mit welchem Eifer die sowjetischen Genossen ihren Aufgaben nachkommen, sehen wir im Truppenteil von Oberst Kamarow. Am Ende des vergangenen Jahres konnten hier 1430 Genossen mit dem Bestentitel ausgezeichnet werden. Was Wunder, daß die Soldaten an diesem Jahreswechsel ihr Jolka-





fest mit besonderer Freude und Ausgelassenheit feierten. Bei Glühwein und Akkordeonspiel saßen sie in ihren Schlafsälen einige Stunden fröhlich beisammen. In der Mitte des Raumes drehte sich eine festlich illuminierte Tanne, die abwechselnd in rotem, grünem, gelbem und blauem Licht erstrahlte. Wer Lust hatte, konnte auch tanzen – nach altem russischen Volksbrauch, aber auch modern.

Hully-Gully und Twist begeistern die jungen Sowjetsoldaten ebenso wie ihre Altersgenossen im Steingrau der Nationalen Volksarmee. Deswegen wünscht sich Untersergeant Boris Glotschkow gern mal „ein persönliches Zusammentreffen mit einer Schlagersängerin der DDR“. Und Murat Tamajew, Hauptfeldwebel einer Militärkapelle, deren Tanzbesetzung oft im Plauener Haus der Armee gastiert, schaut mich ganz entgeistert an, als ich ihn frage, was denn so in der Hauptsache gespielt würde... „Welche Frage? – Natürlich Twist!“, antwortet er. Und wie ist's mit dem Tanzen?, will ich wissen. „Die deutschen Mädchen tanzen gern und gut“, urteilt er. „Bis jetzt haben meine Genossen und ich noch nie einen Korb von ihnen gekriegt.“

Das läßt sich hören. Zumal Soldat Kolja Orsikin, der gleiches zu berichten weiß und schon bei manchem Freundschaftstreffen das Tanzbein geschwungen hat, mit seinen 15 MDN monatlichem Taschengeld bestimmt keine großen Sprünge, spricht: Geschenke, machen kann. Außerdem braucht er sein Geld für Süßigkeiten. Kolja will sich nämlich das Rauchen abgewöhnen. Doch die Bonbons, die er anstelle der ihm sonst zustehenden Armee-Zigaretten bekommt, sind schon nach sieben, acht Tagen alle. „Und wenn ich nichts zu lutschen habe, greife ich garantiert wieder nach der Zigarette...“

Wer raucht, qualmt meist Papirossi. Wem die Zuteilung nicht reicht, der geht ins Magazin. Hier wird dem Sowjetsoldaten fern der Heimat manches Heimatliche geboten: Moskauer Konfekt, echte Poltawer Wurst, heimische Fischkonserven und Teesorten, russische Orangeade, die unentbehrlichen Zwiebeln und Knoblauchknollen und manches andere mehr. Daneben gibt es noch die Tschainaja, die Teestube. „Hier sitze ich besonders gern“, gesteht Gefreiter Wolodja Werschinin. „Irgendwie ist es ein Stück Zuhause. Ich esse russische Pasteten, trinke meinen Tee, wir erzählen uns einen Schlag. Später wird meistens noch eine Runde Schach gespielt oder Domino.“

Im Gardeschützen-Regiment „Proskurov“ treffe ich den Soldaten Waleri Seleschnejew. In der 16 000 Bände umfassenden Bibliothek zeigt er mir seine

Lesekarte. Neben sowjetischen sind auch viele Bücher deutscher Autoren darauf verzeichnet: Goethes „Faust“, Falladas „Wolf unter Wölfen“, Nolls „Abenteuer des Werner Holt“, Kellermanns „Totentanz“, Remarques „Drei Kameraden“, Bölls „Wo warst du, Adam?“ Insgesamt hat sich Waleri 1964 fast einhundertfünfzig Romane geholt. „Höchst interessant war für mich der ‚Werner Holt‘. Ein erregendes Buch. Es hat mir sehr geholfen, mich in die Gedanken- und Gefühlswelt der deutschen Jugend unter dem Faschismus hineinzusetzen. Dadurch ist mir manches verständlich geworden, was mir vordem ein Rätsel war. Ich hab's gleich meinen Kameraden weiterempfohlen, und Sie sehen ja, wie abgegriffen es mittlerweile bereits ist!“

Außer am Lautsprecher, durch den sie die Stimme von Radio Moskau oder des Soldatensenders „Wolga“ hören, sitzen die sowjetischen Genossen auch gern vor dem Fernseher. Kanal 5 bringt ihnen das Programm des Deutschen Fernsehfunks in die Kaserne. „Star Nr. 1 ist dabei das Sandmännchen“, wirft Oberstleutnant Boris Rassmagin schmunznd ein. „Ansonsten sind Musik- und Sportsendungen Trumpf.“ Die sowjetischen Genossen zeigen sich in der Tat gut informiert über den DDR-Sport – nicht etwa nur in Neustrelitz, wo Sergeant Gennadi Petrow für die Liga-Mannschaft „Empor“ stürmt und alle Heimspiele ein begeistertes deutsch-sowjetisches Publikum haben. Obersergeant Winogradow wäre für sein Leben „gern einmal mit der erfolgreichen Fußball-Nationalmannschaft der DDR zusammen. Das wäre ein tolles Ding, denn das sind Mordskerle in meinen Augen – otschen charascho!“ Da wir gerade beim Wünschen sind: „Wenn ich könnte, wie ich wollte“, antwortet Soldat Wladimir Trestschalow, „würde ich den Schauspieler Günter Simon um ein Autogramm bitten. Ich habe viele Filme von ihm gesehen, und ein Foto besitze ich schon lange. Nur die Unterschrift, die fehlt mir noch.“ (Nicht mehr lange: AR wird Günter Simon um ein Autogramm für Wladimir bitten.)

Es ist auffallend, wie stark die sowjetischen Genossen an unserem Leben Anteil nehmen und wie groß ihr Interesse für alles ist, was sich in unserer Republik tut. Die Gardisten des Truppenteils von Oberst Tereschtschenko waren zu Exkursionen in Döbelner und Roßweiner Betrieben bzw. LPG. Zum 1. März richteten sie sich in ihrem Klub ein DDR-Zimmer mit Bildern, Dokumenten und anderem Anschauungsmaterial ein, das die im Politunterricht erworbenen Kenntnisse über unsere Republik vertiefen soll.

Sergeant Abramow ist gleichfalls schon viel herumgekommen: „Wir waren im Zeißwerk Jena, in der Maxhütte und in den Feengrotten bei Saalfeld. Am besten hat es mir in Jena gefallen. Wir wurden sehr herzlich aufgenommen und hatten Gelegenheit, mit vielen Arbeitern und Technikern zu sprechen und uns den Produktionsprozeß im einzelnen anzusehen.“ Ein „wunderschönes Land“ nennt Soldat Viktor Subkow die DDR. Sergeant Bolat würde deshalb

„später gern einmal als Tourist wiederkommen“. Gefreiter Witka Konjajew hat sich's sogar „geschworen“. Sein Reiseziel: „Leipziger Messe“.

„Am schönsten sind jedoch immer wieder die menschlichen Begegnungen“, hebt Untersergeant Alexander Djatlow hervor. Soldat Michail Pugowkin hat dabei nicht nur „viele gute und aufrichtige Menschen kennen-, sondern auch schon recht gut Deutsch gelernt“. Obersergeant Oleg Kortschnoi schätzt die „Freundlichkeit“, mit der ihm „die Leute überall entgegenkommen“, während Soldat Wassili Sagorodni von „dem höflichen Ton und der deutschen Pünktlichkeit“ beeindruckt ist. Soldat Alexander Ostrowski hat in seinen zwei Dienstjahren „die DDR und ihre Menschen ehrlich liebgewonnen“. „Deshalb“, gesteht Gefreiter Alexander Nikitin, „kann ich meinen Eltern und Arbeitskollegen mit gutem Gewissen schreiben, daß hier in der DDR ein neues Deutschland entstanden ist, ein wahrer Freund der Sowjetunion“. „Und eben weil die DDR einen guten und richtigen Weg geht“, folgert Gefreiter Jewgeni Iljitschow, „werden wir ihr immer beistehen und sie nie im Stich lassen“.

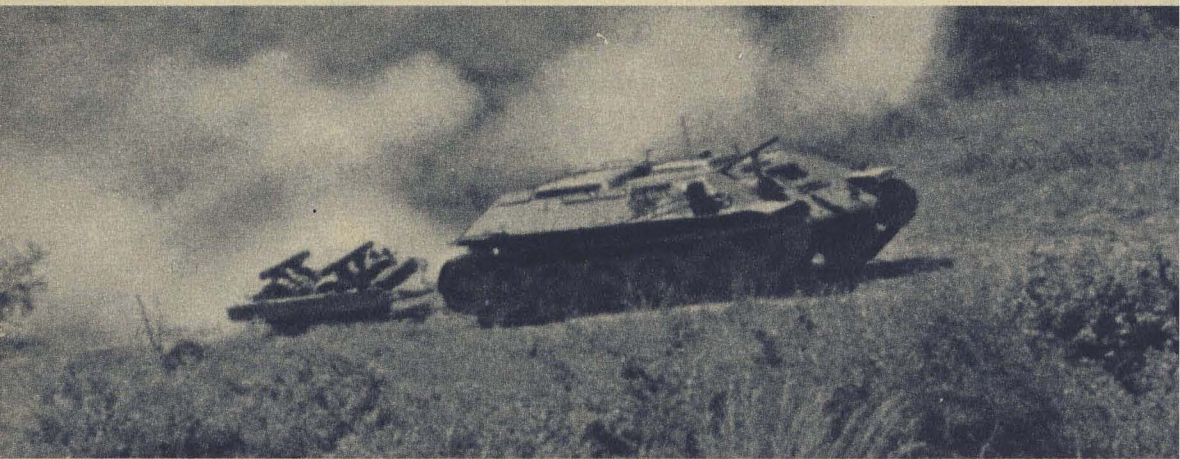
Die Freundschaft im großen wird durch viele persönliche Freundschaften vertieft und bereichert – durch solche herzlichen familiären Beziehungen etwa, wie sie Oberleutnant Boris Pystrow mit Stabsfeldwebel Klaus Rosenbaum verbindet oder die Leutnante Usanow und Piragow mit der Familie Rauer in Zeithain oder den Sergeanten Juri Stratschkin mit Unteroffizier Jürgen Winter, seinem deutschen Waffenbruder, Hohes Lob spendet Soldat Alexander Krjutschkow, wenn er sagt, daß er „gern mit den deutschen Genossen auf Posten steht“. Hohe Anerkennung spricht aus den Worten von Soldat Wanja Miranin, wenn er „die Soldaten der Nationalen Volksarmee als zuverlässige, treue und gut ausgebildete Kameraden“ bezeichnet. Bloße Komplimente? – Nein. Den sowjetischen Genossen ist es ernst damit. Wie sie zu uns, so stehen auch wir treu und unverbrüchlich zu ihnen: Weil die deutsch-sowjetische Freundschaft eine Lebensfrage für unser Volk ist und unsere Waffenbrüderschaft das beste Unterpfand für den Sieg.

Die zwanzigjährige Wiederkehr des Tages der Befreiung ist uns Anlaß, diese Waffenbrüderschaft und mit ihr die Beziehungen von Soldat zu Soldat, von Mensch zu Mensch noch weiter zu verstärken. So wie es in dieser Umfrage versucht wurde, die Ihnen, liebe Leser, den an unserer Seite stehenden Sowjetsoldaten einmal von einer anderen Seite, von seiner privaten Sphäre her, näherbringen sollte.

Ihr

Karl Hübner Freitag

Die Umfrage entstand unter Mitarbeit von Feldwebel d. R. M. Brenner, Unteroffizier E. Derlig, Major Zappe und Oberfeldwebel W. Jahn.



Durch Flammen und Rauchschwaden bahnen sich die Räumbrigaden unbeirrbar ihren Weg.

Gewaltante Erde

Schön ist Algerien. Besonders im Frühling, wenn üppiges smaragdgrünes Grün die Weizenfelder überzieht. In den Tälern blüht dann der wilde Mohn, und Apfelsinenbäume neigen sich wie unter der Last Tausender kleiner Sonnen... Diese Harmonie störend dringt jedoch plötzlich das Krachen von Detonationen zu uns herüber. Erdfontänen steigen auf, neben Panzern, die sich langsam bewegen. Noch immer ist auf der blutgetränkten algerischen Erde der Krieg nicht vergessen. Fast jeder Tag bringt neue Verluste, Tränen und Schmerz. Denn die franzö-

Oberstleutnant
Ing. M. NOWIKOW
berichtet
von der Hilfsaktion
sowjetischer
Minenräumspezialisten
in Algerien



In panischer Angst flüchteten die braven Reittiere bei der ersten Begegnung mit den stählernen Ungeheuern. Jetzt haben sie sich an die lärmenden Gesellen gewöhnt.

sischen Kolonialsöldner hinterließen ein furchtbares Erbe: Millionen von Minen an den Grenzen zu Marokko und Tunesien. Sie versperren den Weg zu den Feldern, zu den Apfelsinenhainen und zu den Wasserquellen.

Wenig Erfahrung besaß die junge algerische Volksarmee im Umgang mit diesen gefährlichen Sprengkörpern. Sowjetsoldaten eilten ihr auf die Bitte Präsident Ben Bellas zu Hilfe. Gemeinsam räumten sie bereits über eine Million Minen. Doch auch die sowjetischen Spezialisten hatten es nicht leicht. Die Konstruktion der Minen war zunächst unbekannt. Sie lagen zudem außergewöhnlich dicht unter dicken Stacheldrahtverhauen. Unmittelbar auf den verwüsteten Feldern galt es, neue Räumverfahren auszuknobeln und zu erproben. Dazu kamen im Sommer noch die fast unerträgliche Hitze und der alles durchdringende Staub. Und überall lauert der Tod. Da genügt schon, daß bei der Rast einer der in Scharen herumhoppelnden Hasen den Spanndraht einer Mine streift.

Doch das sind nicht die einzigen Gefahren. Allein bei der Aufklärung von Minenfeldern wurden bisher der Oberstleutnant Juri Galkin sowie die Feldwebel Viktor Tolusarow, Anatoli Shigalow und Viktor Prjatkow schwer verletzt, starb der Gefreite Nikolai Pjaskorski den Heldentod. Während er algerischen Soldaten die Kunst des Entminens lehrte, verlor Hauptmann Iwan Schtscherba bei einer Detonation sein Augenlicht.

Einmal hatte sich beim Zusammenschleppen von Stacheldraht die Trosse einer gepanzerten Zugmaschine verfangen. Im gleichen Augenblick detonierte eine Mine und setzte das dürre Stepengras in Brand. Das schwere Fahrzeug schien den Flammen hilflos ausgeliefert zu sein. Se-

kunden später brannte bereits die Farbe auf der Panzerung. Jeden Moment konnten weitere Minen in die Luft fliegen. Da sprang ein Feldwebel, Viktor Andruschtsch, aus der Maschine und stürzte sich in die Flammen, um das Stahlseil vom Fahrzeug zu lösen. Den Genossen stockte der Atem, bis Andruschtsch rauchgeschwärzt wieder aus dem Qualm tauchte und heiser „Vorwärts!“ schrie. Zugmaschine und Besatzung waren gerettet.

Ein anderes Mal befreite der Pionier Achmetow, ohne sein Leben zu schonen, den einzigen Ochsen eines alten algerischen Bauern aus dem verminten Stacheldraht. „Möge Allah dich immer schützen, Bruder!“ bedankte sich der Araber mit Tränen in den Augen und umarmte den Komso molzen aus Dagestan.

So wie man sich früher an den Feuern der Fellachen Heldensagen erzählte, so spricht man heute dort von den Heldentaten der Pioniere. Schnell machte es beispielsweise die Runde, als sich drei algerische Soldaten, den Tod nicht fürchtend, auf eine gefährliche Schlange stürzten, die silbrige Efa, und sie nach heißem Kampf erschlugen, um einem sowjetischen Genossen das Leben zu retten.

Sage niemand, daß solch gegenseitiges selbstaufopferndes Handeln selbstverständlich sei. Noch wird ja nicht überall mit sozialistischen Maßstäben gemessen. Die algerische Zeitung „La Republique“ schrieb von einer italienischen Privatfirma, die sich – gegen gutes Geld natürlich – an der Entminung des Landes beteiligen wollte. Als jedoch u. a. einer ihrer Leiter, der Reservegeneral Ippolito Armando, bei der Erkundung von einer Mine zerrissen wurde, brach sie kurzerhand die Arbeiten ab.

Wieder krachen Detonationen unter dem blauen



**Letzte Kontrolle.
Behutsam werden
die verbliebenen
Minen mit Netzen
aufgenommen.**

„Wenn ich groß
bin, will ich auch
so ein riesiges
Auto fahren“, sagt
die kleine Aischa.
„Vorläufig habe
ich meinen Esel.“



algerischen Himmel. Zwei T-34, ohne Turm, zu Panzerzugmaschinen umgebaut, fahren langsam beiderseits des langgestreckten Stacheldrahtverhaues. Mit Stahltrossen heben sie den Draht, schleppen ihn zusammen. Der Haufen wächst, immer wieder unter dem Druck detonierender Sprengkörper hochspringend.

Vier weitere Panzerfahrzeuge folgen in Kolonne, einer hinter dem anderen fahrend. Sie schleppen Räumgeräte, schwere stählerne Walzen, deren Druck die Minen auslösen soll. Doch bis zu zehnmal muß man über jede Stelle fahren, um eine gewisse Garantie zu haben, daß jede Mine vernichtet ist. Mit häßlichem Knirschen bohren sich die Splitter in den Stahl,

Stunde auf Stunde. Den Männern in den Panzern dröhnt der Schädel. Die Backofentemperatur dörrt ihre Körper aus, aber sie fahren und fahren. Es ist wie im Gefecht. Und wenn sie abends erschöpft aus den Luken kriechen, dann machen auch ihre Fahrzeuge den Eindruck, soeben einer mörderischen Schlacht entronnen zu sein. Zernarbt ist die Panzerung, wie von den Blättern gezeichnet; die Schutzgläser in den Sehschlitzen sind zerschlagen, die Ketten beschädigt.

Doch niemand beklagt sich; denn Frieden zieht ein im algerischen Land, das so schön ist, wenn sich die Apfelsinenbäume neigen, wie unter der Last Tausender kleiner Sonnen.

Ärger mit „Leopard“

Unter den Mitteilungen über technische Pannen an Waffen und Geräten der westdeutschen Armee ist auch von Mängeln am Standardpanzer „Leopard“ die Rede. So heißt es, daß sich die Übernahme der 1500 Panzer dieses Typs um etwa acht Monate verzögern wird, weil sich bei den ersten 600 Fahrzeugen der Motor nicht als „Vielstoff-Motor“ erwies. Er vertrug nicht alle Öl- und Benzinarten. Jetzt müssen dafür Dieselmotore eingebaut werden. Auch an den Richt-

geräten für die 10,5-cm-Kanone, an den Laufwerken und Kühlern traten Mängel auf. Die Unkosten dafür werden dem Bundesbürger mindestens 150 Millionen DM kosten.

Italienisches Atom-U-Boot?

Einer Mitteilung des italienischen Kriegsministeriums zufolge ist im vergangenen Jahr mit Vorstudien für die Konstruktion eines Atom-U-Bootes begonnen worden. Einzelheiten wurden nicht bekanntgegeben.

Schwimm-SPW OT 62

Die tschechoslowakische Verteidigungsindustrie brachte einen neuen, schwimmfähigen Schützenpanzer heraus, der in seinem Grundaufbau dem



Halb Mensch, halb Vieh...?

Kürassiere, Dragoner, Ulanen, Chevaulegers — was waren das für Truppen? Wie entstanden sie?

Der Kürassier (von französisch „cuir“ = Leder, cuirasse = Lederpanzer) war ein Panzerreiter, ein „schwerer“ Reiter. Die ersten Panzer waren nämlich aus Leder und mit Erzscheiben be-
näh. — Ulan kommt vom türkischen „oghlan“ = junger Mann, ursprünglich einer aus der von jungen Edelleuten gebildeten Leibwache der Krimtatarenkhane. Die Tataren waren wegen ihrer Geschicklichkeit im Reiten und Lanzenwerfen berühmt. Die Polen nannten eine leichte Reiterei „ulansky“ (16. Jahrhundert). Diese Truppengattung wurde unter Friedrich II. in Preußen eingeführt.

Die Dragoner sind — einem Spottliede nach — „halb Mensch, halb Vieh: aufs Pferd gesetzte Infanterie“. Das Wort hängt wahrscheinlich mit griechisch „drakon“ = Drache zusammen. Die Dragoner sollen dieses Tier früher auf ihren Feldzeichen getragen haben.

Die Chevaulegers (französisch, eigentlich „leichte Pferde“) waren „leichte“ Reiter. Diese Truppe wurde zuerst in Frankreich um 1500 aufgestellt. Im 18. Jahrhundert wurden bayrische Dragoner so benannt; im Volksmund hießen sie „Schwalangschees“. Im ersten Weltkrieg gab es übrigens noch sechs Regimente dieser Art. — Die Eskadron (abgeleitet von italienisch „squadron“ = Viereck, gevierter Truppenhaufen) war

zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Deutschland ein Truppenteil (Infanterie oder Kavallerie), der kleiner als ein Regiment war. Um 1680 bestand ein Reiterregiment aus drei Eskadrons zu je 120 Mann. Die eingedeutschte Form des Wortes heißt Schwadron. — Der Pallasch ist ein schwerer Reitersäbel. Die Wörter Säbel und Pallasch sind höchstwahrscheinlich magyarschen Ursprungs („szablya“ und „pallós“); Säbelfechten ist von alters her in Ungarn Volkssport. Meist war die Reiterei (vor allem die „leichte“) zusätzlich mit Karabiner und Lanze bewaffnet. Der Chef der Schwadron hieß Rittmeister; rangmäßig war er dem Hauptman gleichgestellt, fühlte sich ihm aber turmhoch überlegen. Daß der Marschall ursprünglich auch etwas mit Pferden zu tun hatte, sei zum Schluß noch erwähnt. Das Wort kommt aus dem Althochdeutschen und bezeichnete zuerst den Pferdeknecht, dann den ersten Stallmeister des Königs und später, da der Kriegsdienst zunächst vorwiegend zu Pferde geleistet wurde, den militärischen Befehlshaber.

Doz. Hans Hertel





sowjetischen Schwimm-SPW ähnelt. Der OT 62, wie der SPW bezeichnet wird, ist ein Vollkettenfahrzeug mit hydroreaktivem Wasserstrahlantrieb. Die Kreispumpen für das Ansaugen des Wassers sind mit dem Motor gekoppelt. Obwohl seit einiger Zeit der sowjetische schwimmfähige Vollketten-SPW zur Bewaffnung verschiedener sozialistischer Armeen gehört, stellt die tschechoslowakische Konstruktion ein bedeutsames Merkmal der Verteidigungskraft des Landes dar. Unterstrichen wird das durch die Tatsache, daß selbst ein Land mit klassischem Panzerwagenbau wie Frankreich noch kein derartiges Gefechtsfahrzeug entwickelt hat.

Chromatograf

Eine neuartige, ohne Menschen arbeitende automatische Anlage zur sofortigen Analyse von organischen Stoffen wurde im Institut für Schwere Organische Synthese in Blachnowia Slaska (Volkspolen) gebaut. Die Anlage untersucht Gase und Gasgemische innerhalb weniger Minuten und stellt dabei mehr Bestandteile als nach dem herkömmlichen Verfahren fest.

Lückenschließer?

Holländische Experten und westdeutsche Dienststellen arbeiten gegenwärtig daran eine Lücke im Luftabwehrsystem Westdeutschlands zu schließen. Wie verlautbart wurde, besitzt Westdeutschland keine Abwehrmittel gegen tiefstfliegende Flugzeuge. Die „Tiefstflug-Radarerfassungssysteme“ sollen bis 1966 einsatzbereit sein und jedes tiefstfliegende Ziel auffassen können.

Unterwasser-Telefon

In England ist ein frequenzmoduliertes Telefonsystem geschaffen worden, das mit Hilfe eines akustischen Trägers unter Wasser arbeiten kann.

Mit einer Trägerfrequenz von 120 kHz gibt das Gerät eine akustische Ausgangsleistung von 1 W ab. Bei Versuchen konnten etwa 500 m Entfernung unter Wasser überbrückt werden. Dieses Telefonsystem ist für den Einsatz bei Taucherarbeiten bestimmt.

Infra-Zielgerät

Eine Spezialausführung der MPI-„Kalaschnikow“ ist bei der Ungarischen Volksarmee eingeführt worden. Aus dem Foto, das uns die Genossen der Militärzeitung „Néphadsereg“ sandten, ist ersichtlich, daß die Waffe mit einem Infrarot-Zielgerät ausgestattet ist, einen Kunststoffkolben besitzt und an Stelle eines Handschutzes ein Kunststoffgriffstück trägt. Der Lauf ist an seinem hinteren Teil mit einem durchbrochenen Mantel verkleidet.



Rumänisches Mehrzweckflugzeug

Rumänische Konstrukteure arbeiten gegenwärtig an einem neuen Mehrzweckflugzeug mit Kurzstart und -landeigenschaften. Wie in der Presse berichtet wurde, soll die Konstruktion als Transport-, Sanitäts- und Bugsierflugzeug eingesetzt werden. Folgende Leistungen sind bekannt: Aktionsradius 1000 km; Startstrecke 80 ... 100 m; Landestrecke 30 ... 60 m. Weitere Einzelheiten sind bisher nicht veröffentlicht worden.

„Bell 205“ in Lizenzbau

Westdeutschland will 406 amerikanische Hubschrauber des Typs „Bell 205“ für die Bundeswehr in Lizenz bauen. Dieser Hubschrauber ist ein leichtes Luftfahrzeug, das eine Nutzlast von 1,5 t tragen kann. Der Typ wird von den Amerikanern in Südvietnam gegen die Befreiungsfront eingesetzt. Die Ausstattung der westdeutschen Armee mit dem „Bell 205“ soll 1970 beendet sein.

Im Juli 1941 ging, wie Hunderttausende seiner sowjetischen Genossen, auch der deutsche Jungkommunist Gustav Schütz an die Front, um das sozialistische Vaterland der Werktätigen gegen die faschistischen Okkupanten zu verteidigen. Er war Leutnant der Sowjetarmee – Artillerist. Seit Dezember 1941 gilt er als vermißt.

Seine letzte Anschrift lautete: Feldpostamt 724/739, Artillerieregiment (Haubitzen), 4. Batterie.

Die näheren Umstände des Geschehens jener Tage sind jedoch noch in Dunkel gehüllt. „Armee-Rundschau“ wird versuchen, mit Unterstützung durch die sowjetischen Bruderredaktionen, den Verbleib des Leutnants Gustav Schütz zu erforschen, und wird über die Ergebnisse dieser Arbeit berichten.

Doch auch unsere deutschen Leser bitten wir um ihre Mithilfe und fragen:

- Wer kennt Gustav Schütz?
- Wer lebte mit ihm in dem Internationalen Kinderheim Iwanowo-Wosnessensk?
- Wer besuchte wie er von 1936 bis 1939 die Moskauer Militärschule oder von 1939–1941 die 3. Leningrader Artillerieschule?
- Welcher deutsche Antifaschist diente ebenfalls im 739. Artillerieregiment?
- Wer kam mit Gustav Schütz an der Front zusammen oder hat damals von ihm gehört?

Bitte schreiben Sie an die Redaktion „Armee-Rundschau“, 1018 Berlin, Postfach 7986, Telefon: 53 07 61.

Inzwischen liegen bereits die ersten Ergebnisse unserer Veröffentlichungen in den Heften 1 und 2/1965 vor. Auf den folgenden Seiten berichten für Sie Generalmajor a. D. Heinrich Dollwetz und Oberst Moskaljow aus dem Leben von Gustav Schütz.

Feldpostnummer 724/739



Generalmajor a. D.
Heinrich Dollwetz :

Fiel Gustav bei Gomel?

Es war an einem Dezemberabend des Jahres 1933. Draußen türmten sich Schneewehen, und der Wind heulte um unser Blockhaus. Zu viert saßen wir in einem durch flackerndes Kerzenlicht notdürftig erhellten Raum: der damals 13jährige Gustav Schütz; Arno, ein etwa gleichaltriger Junge aus Danzig; Karl Beger, ein Hamburger, der später in Spanien fiel, und ich.

Mit leiser Stimme erzählte uns Gustav, auf welch bestialische Weise die Nazis seinen Vater ermordet hatten. Wir schwiegen ergriffen – nicht etwa, weil uns die faschistischen Greueltaten vielleicht unbekannt gewesen wären. Wir besaßen in dieser Hinsicht genügend eigene Erfahrungen. Aber hier sprach ein Kind, in einem Alter, in dem sich alle Eindrücke besonders stark einprägen, alle Empfindungen viel nachhaltiger wirken.

Der Junge blickte mit ernsten Augen in die blakende Flamme. Sie waren mir schon vor Tagen, als wir uns hier, im Erholungsheim Swinigorod, zum erstenmal begegneten, aufgefallen, diese Augen. Es schien, als ob sie nie mehr lachen könnten. Erst nach und nach verlor sich dieser Eindruck.

Gustav wohnte während der acht Wochen in Swinigorod mit Arno in dem einen Zimmer des Blockhauses; Karl Beger und ich hatten das andere. Früher war das Heim einmal ein Kloster gewesen. Es lag auf einem Berg, von den Blockhäusern umgeben. Und rundherum nichts als der tiefverschneite Wald. Fast jeden Tag schnallten wir also die Bretter an die Füße, um uns im Schilaufen zu üben. Manchmal liefen wir ganz ordentliche Strecken, und es war erstaunlich, mit welcher Zähigkeit Gustav sich bemühte, mit uns „Großen“ Schritt zu halten.

Besonders imponierte ihm Juri, der Schießinstrukteur. Der hatte in der Roten Armee gedient und schoß uns mit dem KK-Gewehr Übungen vor, die natürlich auch wir zu erfüllen trachteten. Gustav war immer mit Eifer bei der Sache – nicht nur des Sportes wegen.

„Wir müssen schießen lernen“, sagte er, „und dann werden wir den Faschisten alles heimzahlen!“ Er glühte richtig vor Haß, und wir konnten ihn verstehen.

Nur selten geschah es, daß in ihm das Kind wieder zum Vorschein kam; dann aber gab es meist auch für uns etwas zu lachen. Einmal waren wir, wie so oft, mit den Gewehren in den Wald gelaufen, um zu „jagen“. Die Beute blieb bei solcher Gelegenheit meist karg; denn für das kleine, flinke Getier hätte Schrot notgetan, und bei größerem Wild war mit der KK-Büchse auch nicht viel anzufangen. Plötzlich bricht jedenfalls ein graues, struppiges, vierbeiniges Etwas aus dem Gesträuch.

„Ein Wolf!“ schreit da Gustav. „Ein richtiger Wolf. Der gehört mir!“ Er reißt das Gewehr hoch. Doch bevor er schießen kann, tritt schimpfend ein Bäuerlein auf den Plan. Der „Hund“ gehörte ihm. Bitter enttäuscht setzte der Junge das Gewehr wieder ab. Zum erstenmal sah ich so etwas wie kindlichen Zorn in seinen Augen.

Von Swinigorod kam Gustav Schütz in das Kinderheim Iwanowo-Wosnessensk. Ich fand in Moskau Arbeit als Rohrschlosser für Hochdruckleitungen. Und eines Tages, es war im Jahre 1936, lief mir dort Gustav wieder über den Weg – als Militärschüler. Er sah gut aus in der Uniform und trug sie auch mit viel Stolz. Allerdings machte es ihm damals tatsächlich Kummer, daß er „nur“ Artillerist sein sollte. Diese Waffengattung schien ihm „zu weit ab vom Schuß“. Ich glaube nicht, daß es mir damals gelang, ihn auf die Schnelle vom Gegenteil zu überzeugen. Unsere Wege trennten sich wieder, denn ich ging nach Spanien, wo ich in einer Panzereinheit gegen die Faschisten kämpfte. Doch als ich 1939 zurück nach Moskau kam, erfuhr ich, daß Gustav nun in Leningrad lernte – an der Artillerieschule! Er war seiner Waffengattung treu geblieben.

Drei Jahre lang hörte ich dann nichts mehr von ihm. 1942 traf ich jedoch in Baschkirien einen jugoslawischen Genossen, einen Sohn Josip Broz-Titos. Er kam aus einem Kessel bei Gomel, hatte dort einen Arm verloren und erzählte mit heißem Herzen von der Tapferkeit, von der



In den Wäldern von Swinigorod. (Obere Reihe von links nach rechts: Heinrich Dollwetz; ein sowjetischer Genosse; Karl Beger; der sowjetische Kinomechaniker; Elise Schütz. Untere Reihe von links nach rechts: Gustav Schütz; ein sowjetischer Kurstag; Arno aus Danzig.)

guten Kameradschaft und von der Opferbereitschaft seiner Kampfgefährten. Dazu gehörten auch einige Absolventen der 3. Leningrader Artillerieschule – unter ihnen ein Deutscher! Es kann nur Gustav Schütz gewesen sein, denn er war meines Wissens der einzige deutsche Offizierschüler an der Leningrader Artillerieschule. Ob es auch ihm gelungen war, den Kessel zu überstehen? Der Genosse wußte es nicht. Und auch ich habe seitdem nie wieder etwas von Gustav Schütz gehört.

Oberst Moskaljow:

Ein Mitschüler erzählt



Schon vor Jahren, als ich noch in der Gegend von Eberswalde stationiert war, versuchte ich, etwas über den Verbleib von Gustav Schütz zu erfahren. Wenn er noch lebte, würde er ja nach dem Krieg in seine Heimat zurückgekehrt sein. Doch niemand wußte etwas.

Nun komme ich allerdings hin und wieder in die mir recht lieb gewordene DDR. Und wie es manchmal so geht – während der letzten Reise frage ich einen Bekannten (er ist Offizier der Nationalen Volksarmee), ob er nicht etwas über Gustav Schütz gehört hätte. Da stutzt er, läuft aus dem Zimmer, kommt mit dem Januarheft der „Armee-Rundschau“ wieder und zeigt mir die darin veröffentlichten Bilder. Ich habe mich gefreut, als hätte ich Gustav persönlich wiedergesehen. Er war uns ja immer ein lieber Freund und guter Genosse gewesen.

Wir lernten uns 1939 kennen. Ich hatte schon ein Jahr an der 3. Leningrader Artillerieschule herum, und im September kamen die neuen Kursanten. Sie wurden in Züge aufgeteilt und den Batterien der „Alten“ angegliedert. Der Zug, in dem Gustav war, kam zu unserer Batterie. Ein Genosse sagte mir: „Weißt du es schon? Wir haben einen Deutschen dabei.“ Mit Windes-



Oberst Moskaljow erkannte auf diesem Foto außer Gustav Schütz (X) einige Genossen, die wahrscheinlich noch leben. Es sind dies die ehemaligen Kursanten Musitschenko (oben, vierter von rechts), Kandin (oben, ganz rechts), Dalmatski (mitte, ganz rechts) und der damalige Leutnant Smirnow (unten, dritter von links), ein Pionier-Fachlehrer. (Wir werden versuchen, ihren jetzigen Aufenthaltsort zu ermitteln, um auch sie zu befragen. Und im nächsten Heft berichtet ein weiterer Mitschüler. D. Red.)

eile sprach sich das an der Schule herum. So etwas kam ja nicht alle Tage vor. Das tragische Schicksal seines Vaters und das damit auch ihm selbst von den Faschisten zugefügte Leid erschütterten uns. Jeder versuchte, so gut er konnte, ihm das Sowjetland zur neuen Heimat werden zu lassen und brachte ihm von vornherein Zuneigung und Achtung entgegen. Gustav tat das seinige dazu. Er lernte gut, war sehr diszipliniert und drückte sich auch nicht, wenn der Dienst besondere Anstrengungen mit sich brachte. Wir staunten manchmal, was in dem nicht gerade breitschultrigen Genossen an physischer Kraft steckte. Sein Körper war durchtrainiert, und beim Dienstsport machte er manchem Hünen noch etwas vor.

Hauptmann Mironow, unser Batteriechef, sagte: „Der Schütz ist wirklich ein guter Kursant. Wenn nur alle so wären wie er!“

Viele Worte machte Gustav nie. Vielleicht lag es mit daran, daß er anfangs mit der russischen Sprache nicht ganz zurecht kam. Doch schließlich wurde er auch damit fertig. Ich erinnere mich, daß ich einmal während der Ausbildung seinen Zug übernehmen mußte (damit kam reihum aus unserem Lehrjahr jeder dran, um sich methodisch zu üben), und Gustav Schütz war als Gruppenführer eingeteilt. Ich dachte, hoffentlich klappt das auch. Aber Gustav machte seine Sache tadellos; er beherrschte die Kommandosprache und blieb nicht ein einziges Mal stecken. Da habe ich mich ehrlich gefreut.

Wenn uns nicht die batterieweise Ausbildung zusammenführte, so sahen wir uns natürlich nur bei den Appellen oder in der Freizeit. Die war allerdings knapp bemessen. Denn unser Tagesdienstplan sah in der Regel so aus: 6 Stunden Unterricht, 1½ Stunden Mittagspause (ein-

schließlich Bettruhe), 1 Stunde Exerzierausbildung und 4 Stunden Selbststudium in den Klassen. Danach kam das Abendbrot – der Rest war, bis zur Nachtruhe, Freizeit. Ausgang gab es einmal in der Woche; dann ging Gustav meist mit einigen Genossen, die gleich ihm von der Moskauer Schule gekommen waren, in die Stadt. Hin und wieder begegneten wir uns im Kino der Schule, manchmal im „blauen Saal“, dem Klubraum, oder im Lesezimmer der Batterie. Wo er mir eigentlich nie auffiel, das war der „rosa Saal“, in dem die Tanzabende veranstaltet wurden. Dazu kamen Mädchen aus der Stadt, meist Studentinnen, und es herrschte ein fröhliches Treiben. Möglicherweise habe ich ihn im Trubel aber auch ganz einfach übersehen. Es beobachtete ihn ja von uns niemand besonders – er war einer der Unsrigen.

Am 8. Juni 1941 – ich hatte das Offiziersexamen bestanden – verließ ich die Schule und kam in einen Truppenteil nach Brest. Tage später brach der Krieg aus. Im Juli traf ich dann einen Genossen aus Gustavs Lehrjahr (allerdings aus einer anderen Batterie der Schule). Er erzählte, daß alle Züge dieses Lehrjahres in eine Offiziersschülerbatterie zusammengefaßt worden waren und in der Lugaer Richtung an der Abwehr deutscher Panzer, die nach Leningrad durchbrechen wollten, teilgenommen hatten. Das habe etwa zwei Wochen gedauert. Nach ihrer Rückkehr an die Schule sind dann die Kursanten zu Leutnants befördert und zu ihren künftigen Truppenteilen versetzt worden.

Mehr ist mir über das Schicksal von Gustav Schütz nicht bekannt. Wenn er fiel, so starb er als Held. Davon bin ich überzeugt. Denn wir konnten uns immer auf ihn verlassen – genauso wie heute auf das feste Waffenbündnis unserer Bruderarmeen Verlaß ist.

Lichtstrahlen als Waffe?

Die Leser utopischer Romane werden sich, hören sie den Begriff Strahlenwaffe, an die Helden ihrer Bücher erinnern, die mit elektromagnetischen Pistolen Hindernisse auf fremden Planeten aus dem Wege räumten oder mittels starker Strahlenwerfer Meteoriten zum Verdampfen brachten, die ihrem Raumschiff gefährlich wurden. Am bekanntesten dürfte wohl jener Ingenieur Garin aus A. N. Tolstois Roman „Geheimnisvolle Strahlen“ sein, der mit seinem Hyperboloid einen dünnen, nicht auseinandergehenden Lichtstrahl hoher Energiedichte erzeugen und damit die Panzerplatten von kilometerweit entfernten Schiffen zerschneiden konnte. In der Phantasie des Schriftstellers war das Laser-Gerät erfunden worden und zur Vollkommenheit ausgereift.

Was in diesem und in anderen Büchern Utopie ist, gehört heute zu einem Zweig der modernen Physik. Das Hyperboloid hat die Gestalt zeitgemäßer Geräte angenommen, die mit hoher Energiekonzentration Stahl durchbohren, durchschlagen und zum Schmelzen bringen.

Ein Laser-Gerät, das in der Lage ist, Stahl zu durchdringen, kann natürlich eine Waffe sein. So ist es nicht verwunderlich, wenn sich in jüngster Zeit die Meldungen häufen, wonach die Forschungen in der Laser-Technik auch auf das militärische Gebiet gerichtet sind.

In den USA z. B. sollen die Lichtwellengeneratoren, wie die Laser-Geräte fachmännisch heißen, vorrangig für den Waffeneinsatz genutzt werden. Sehr aufschlußreich darüber ist eine Nachricht der amerikanischen Agentur AP, in der es heißt: „Amerikanische Wissenschaftler entwickeln Waffen, die eigentlich ‚Todesstrahlen‘ erzeugen. In ihnen dient Atomenergie zur Entwicklung von Strahlen mit Temperaturen von 1000 °C bis zu einer Million Grad. Das Wesentliche dieser Waffen besteht in der Strahlbündelung und Richtung auf das Ziel. Die Waffen werden sehr vielseitig zu gebrauchen sein, so daß die amerikanischen Militärs planen, sie für Kampfhandlungen im Kosmos einzusetzen. Die Abmessungen der Lichtwaffen kommen etwa denen großer militärischer Scheinwerfer gleich. Die Reichweite der neuen Waffen soll im Kosmos 90 bis 360 km, auf der Erde weniger als 2 km betragen. Das Gewicht macht etwa 13,6 t aus. Man nimmt an, daß die Erprobung dieser Waffe 1963 begonnen hat.“

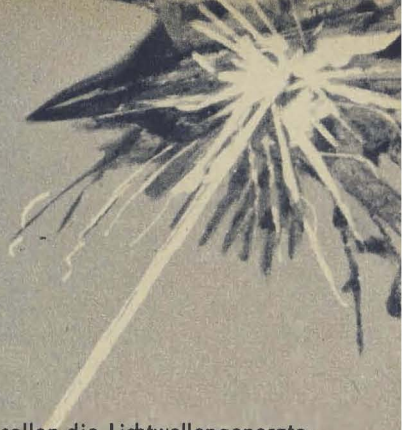
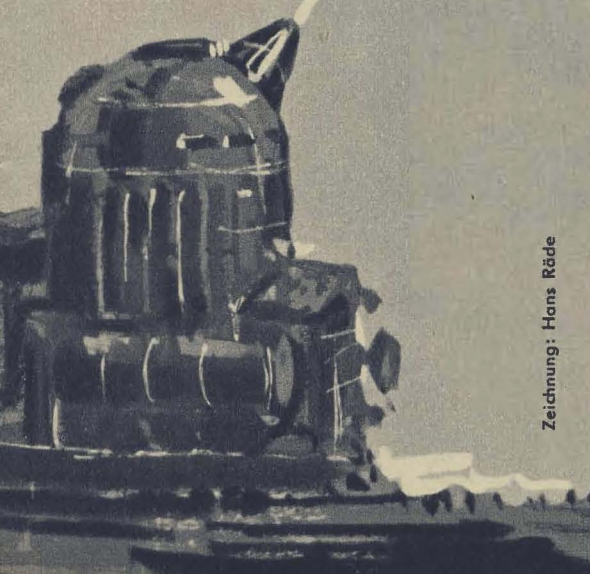
Auch von einem Laser-Gewehr ist in letzter Zeit viel geschrieben worden. Dieses Gewehr, das der amerikanischen Armee zur Erprobung übergeben wurde, soll auf 1600 m den Gegner durch Lichtblitze blenden oder seine Kleidung in Brand setzen. Die Waffe ist etwa 11,3 kg schwer und wird von einer Batterie gespeist, die rund 10 000 Lichtblitze im Abstand von 10 Sekunden abgibt.

Was ist nun real an diesen Strahlenwaffen und „Todesstrahlen“?

Um die realen Möglichkeiten abzuschätzen, muß man von der gegenwärtig vom Laser abgegebenen Leistung ausgehen. Sie liegt bei Gaslasern bei ein paar Dutzend Milliwatt. Bei Festkörperlaser kann sie wegen der größeren Teilchendichte mehrere Hundert Kilowatt erreichen. Das entspricht einer abgestrahlten Energiemenge bis zu einigen tausend Wattsekunden.

Wollte man mittels Laser ein ballistisches Geschosß vernichten, so müßte – nach Professor Thirring aus Wien – eine Energie von mehr als 160 MW eine ganze Minute lang wirken, um den Sprengkopf zu zerschmelzen. Diese Leistung liegt weit über der aller bisher bekannten Geräte. Mit Strahlenwaffen über große Entfernungen

Zeichnung: Hans Råde



Raketen zu bekämpfen, dürfte demzufolge noch unreal sein. Dennoch gehen die Bestrebungen, hochleistungsfähige Lichtwellengeneratoren (auch als Quantengeneratoren bekannt) für diese Zwecke zu schaffen, weiter.

In der sowjetischen Publikation „Atomare Funktechnik“ verwies man darauf, daß in den USA die Möglichkeiten der Abwehr interkontinentaler Raketen mit Hilfe der Laser-Technik erwogen werden. Es liege auch schon ein Projekt vor. Das System soll aus dem Leitstand, einer Übersichts-funkmeßanlage, dem Freund-Feind-Kennungs-gerät, der optischen Ortungsanlage, einem leistungsstarken Lichtwellengenerator und den Stromquellen bestehen.

Im Leitstand sollen sich die Elektronenrechenmaschine, das Steuerpult und die entsprechenden Nachrichtengeräte für die Verbindung mit der Übersichts-funkmeßanlage, die die Zielkoordinaten ermittelt, befinden. Nach ihren Angaben würde die Feinsicht-funkmeßanlage mit dem Strahlungsgerät auf das Ziel gerichtet und die genaue Entfernung gemessen. Der Generator käme auf ein spezielles Gerüst für die Zielbegleitung. Sein Strahl müßte bis zur völligen Vernichtung auf das Ziel einwirken.

Welche Energie ein solches System verbraucht, kann daraus ersehen werden, daß ein Laser, der die Energie von 1000 Ws abgeben soll, 100 000 Ws zugeführt bekommen muß. Zu jedem Abwehrsystem würde somit ein eigenes Großkraftwerk gehören. Und zur Raketenabwehr dürfte ein einzelnes System wohl nicht ausreichen. Neben diesem Abwehrmittel gegen Raketen wird auch erwogen, Fliegerabwehrwaffen mit Lichtstrahlen zu schaffen. Leistungsstarke Lichtstrahlen wären in der Lage, die Fluggeschwindigkeit des Ziels zu vermindern, seinen Kurs zu ändern oder die Treibstoffbehälter zu entzünden. Hinter diesen Erwägungen verbirgt sich der Wunsch, ein wirkungsvolles Abwehrmittel gegen tieffliegende Flugzeuge zu entwickeln.

Eine andere Variante der militärischen Anwendung von Lichtwellengeneratoren ist ihr geplanter Einsatz gegen künstliche Erdsatelliten. Die

Strahlen sollen die Raumkörper von ihrer Bahn abbringen und die elektronischen Apparaturen durch Erhitzen unbrauchbar machen. Besonders starke Lichtimpulse sollen sogar die Fernlenkung der Satelliten unterbinden.

Wenn auch derartige Projekte sehr fragwürdig sind, so erscheint der Einsatz von Laser-Geräten auf anderen Gebieten des Militärwesens durchaus real. Vor allem haben Laser in der Nachrichtentechnik große Bedeutung. Beispielsweise können, begünstigt durch die kurze Wellenlänge des Lichtes, in der Zeiteinheit weit mehr Informationen übermittelt werden als über Funk. Theoretisch ist es durchaus möglich, 10 000 Fernsehprogramme, d. h. alle Programme der z. Z. existierenden Fernsehstationen der Welt, auf einem Kanal zu übertragen.

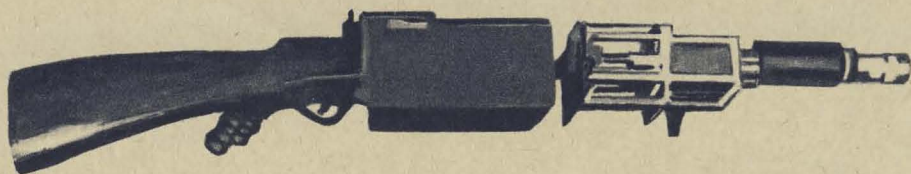
Als Speichereinheit in elektronischen Rechenmaschinen verwendet, könnte ein Laser bei minimalster Ansprechzeit eine äußerst hohe Speicherkapazität erbringen.

Auch zu Ortungs- und Navigationszwecken eignen sich die Laser-Geräte. Ein kosmischer Flugkörper der Größenordnung der „Wostok“-Schiffe könnte mit einem Reflektordurchmesser von nur 0,6 m über 160 000 km mit einer Genauigkeit von 1,6 km geortet werden. Mit Laser-Geräten, die als optische Impuls-Entfernungsmesser ausgelegt sind (Lichttradar), konnten bereits Weiten bis zu 20 km erreicht werden. Aber auch als Leitstrahl für Lenkgeschosse kann der stark gebündelte Laserstrahl Verwendung finden. Weiterhin könnten mit seiner Hilfe auf Zielen wie Panzer, Flugzeuge, Schiffe usw. Wärmезonen geschaffen werden, die dem Infrarotsuchkopf der Lenkwaffe das Ziel weisen.

Die Laser-Technik hat im letzten Jahrzehnt einen Stand erreicht, der ihr große Zukunftsaussichten bietet, auch im Militärwesen.

Das heißt aber nicht, daß in absehbarer Zeit die Truppen mit Laser-Gewehren oder ähnlichen Waffen ausgerüstet werden. Noch werden die MPi und das MG die Vorherrschaft als Schützenwaffen behalten.

K. R. Hart



Prototyp des in den USA entwickelten Laser-Gewehres, das durch abgestrahlte Lichtblitze die Kleidung des Beschossenen in Brand stecken und ihn auf Entfernungen bis zu 1600 m blenden soll. Das Gerät wiegt 11,3kg.



or zwei Jahren kannten sie einander noch nicht. Der Wehrdienst führte sie in einer Geschützbedienung zusammen; nicht auf einmal, sondern hintereinander, in Abständen von jeweils einem halben Jahr. Erwin Hutfilz war am längsten dabei. Er hatte seine 18 Monate bald herum, worauf er sich allerhand einbildete. „Vielleicht kannst du mir was sagen, du junger Hüpfer!“ fuhr er jeden an, der ihm einen Fehler nachzuweisen versuchte.

Dieter Wonneberger und Jürgen Patzig kamen ein halbes Jahr später. Dieter war als Monteur in der ganzen Republik herumgekommen. Logisches Denken, Selbständigkeit und praktischer Sinn für alles vereinten sich in ihm. „Bei dem geht alles ruck-zuck“, sagten alle in der Bedienung. Das Bestenabzeichen an seiner Uniform war die Bestätigung dafür.

Jürgen war als Rangierleiter nicht so weit gereist. Er war heilfroh, daß er Kanonier und nicht Matrose geworden war. Sein Äußeres strotzte vor Gesundheit, deswegen sollte er ursprünglich zur Volksmarine. Jung und verliebt wie er war, dachte er daraufhin nur noch an die vielen Kilometer, die ihn dann von Ursula, seiner Frau, trennen würden. Als er dann auf dem Einberufungsbefehl las, wo er sich zu melden hatte, wäre er am liebsten an die Decke gesprungen. So hatte jeder seine eigene Geschichte. Da machten auch Klaus Schatte, Edgar Büchel und Hans-Peter Leutzsch keine Ausnahme, die zuletzt hinzukamen.

Klaus war klein und dicklich. Einige riefen ihn Ballon. Ohne Nachschlag wurde er nie satt. Wenn es zum Essen ging, stand er als erster auf dem Flur. Nur bei der Ausbildung war er nicht so schnell, besonders am Anfang. Er führte überall das letzte Wort.

Edgar Büchel, genannt Eddi, war wesentlich ruhiger und ausgeglichener. Er trällerte schon frühmorgens, wenn er aus dem Bett stieg, vergnügt einen Schlager vor sich hin. Gern trank er einen über den Durst. Manche nannten ihn Blauvogel, weil er bei Minusgraden gleich blau anlief im Gesicht.

Von Hans-Peter Leutzsch behaupteten die Genossen, er werde sich nach der Entlassung die Kanone mit nach Hause nehmen, weil er ohne sie nicht leben könne. Es interessierte ihn vom ersten Tage an, wie die einzelnen Teile beim Schießen zusammenwirken, warum sich beispielsweise der Verschluß öffnet, wenn das Rohr vorläuft. Wenn er dann gar noch kurz vor der Pause Fragen stellte, zog er sich den Zorn der anderen zu. „Kanonen-Leutzsch“ hänselten ihn einige, sonst war er ihr „Langer“. Auch er trug das Bestenabzeichen.

Geschützführer war Wachtmeister Barche. „Der Wachtmeister“ nannten ihn die Soldaten unter sich. Er war manchmal launenhaft und hatte viele fixe Ideen, die er zumeist schnell wieder fallen ließ. Als Kind hatte er kein festes Zuhause. Drei Pflegestellen und vier Kinderheime waren Stationen seines Lebens. Zum Lernen hielt ihn kaum jemand an, deshalb war sein Schulabgangszeugnis nicht besonders gut. Und was sagten die Soldaten jetzt über ihn? Klaus

Hauptmann Siegfried Posselt

Heiße Wochen vor dem Schießen

Schatte: „Barche hat Ahnung. Theoretisch kann er was.“ Und Hans-Peter Leutzsch: „Er hat ein gutes Allgemeinwissen, und nicht nur am Geschütz.“ Ein Widerspruch? Die Mathematikbücher auf dem Regal über Dieter Barches Bett, die Bücherstapel, die er während des 24-Stunden-Dienstes auf dem Tisch liegen hatte, gaben die Antwort: Dieter Barche lernte, bildete sich ständig weiter. Zum Lernen ist es nie zu spät. Laut Struktur der Batterie Döhler waren sie die erste Bedienung. Ihr Geschütz hatte bei Übungen und Gefechtsschießen den Ton anzugeben. Im militärischen Sprachgebrauch nannte man es das Grundgeschütz. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß jede Bedienung eines Grundgeschützes bei allen Kraftproben am besten abschneiden will. Es wäre auch für die Bedienung Barche geradezu erniedrigend, käme sie bei einem Leistungsvergleich nur auf den zweiten oder dritten Platz.

Drei Monate trennten sie noch vom Gefechtsschießen. Eine kurze Zeit, wenn man bedenkt, daß drei Genossen gerade erst begannen, die ersten Handgriffe am Geschütz zu erlernen. Deswegen wollte die Bedienung im sozialistischen Wettbewerb alle Konkurrenten abschütteln und sich die Zielprämie von 150 MDN erspurten.

Klaus Schattes Zerwürfnis mit der Plane

Einen allerdings berührte das alles vorerst wenig: Klaus Schatte. Was die nur hatten, dachte er, immer Tempo, Tempo! Das begann gleich frühmorgens. Kaum war man vom Frühsport zurück, da schallte es schon wieder über den Flur: „Fertigmachen!“ und dichtauf folgte das „Raustreten!“ Und gar am Geschütz beim Instellengehen. Da hatte doch weiß Gott einer die Stoppuhr in der Hand und kontrollierte, wie



**„Kanonen-Leutzsch“,
der Mann mit dem
Bestenabzeichen. Er
versteht sich auf alle
Tätigkeiten am Geschütz
Hier fungiert er als
Ladekanonier.**

lange sie dazu brauchten! Und ausgerechnet er war meistens der Sündenbock.

Er kam und kam mit der großen Plane nicht zu Rande. „Verdammter Mist, Hundeplane...“, knirschte er vor Wut. Doch auf die so schnöde Angesprochene machte das nicht den geringsten Eindruck. Sie rührte sich nicht vom Geschütz, behielt ihre unverschämten Ausmaße und ihr Gewicht bei. Kaum hatte er sie auf einer Seite etwas hochgeschlagen und wollte auf der anderen das gleiche tun, rutschte sie wieder herunter. Ja, wäre er so groß gewesen wie der Lange oder Dieter. Die hatten gut reden. „Mach hin, wir sind sonst die letzten“, redeten sie auf ihn ein. „An dir liegt's wieder, daß die Plane nicht ab ist.“

„Laßt mich doch in Ruhe. Was geht euch das an“, wehrte sich Klaus Schatte.

Oho! Das ging sie sehr viel an. Wenn die Plane nicht rechtzeitig 'runter war, konnte Dieter Wonneberger nicht den Verschluß öffnen. Hans-Dieter Leutzsch mußte das Kabel zum Geschütz

ohne Klaus Schattes Hilfe ausrollen und anschließen. Das waren Zeitverluste, die die Stoppuhr genau registrierte. Und wenn dann am Ende statt sieben Minuten acht herauskamen, war eine Wiederholung nicht zu vermeiden.

Und vom Batteriechef Oberleutnant Döhler mußte sich Klaus Schatte dann vor der ganzen Batterie noch sagen lassen, er ginge lustlos an die Sache heran, seine Leistungen seien schwach. Das wurmte ihn. Konnte er ihm das nicht unter vier Augen sagen? Wie ein Stachel setzten sich die Worte des Batteriechefs in ihm fest. Fortan versuchte er, sich schneller zu bewegen.

Doch was nützte das? Die Plane blieb weiter halsstarrig irgendwo hängen. Er wünschte sich in diesen Minuten Arme von doppelter Länge. Immer wieder sprangen Wonneberger und Leutzsch hinzu. Das verdroß ihn. „Los, mach hin! Gib dir mehr Mühe!“ ermahnte ihn der Lange in seiner gleichbleibend ruhigen Art. „Fange beim Hochschlagen dort an, wo sie am meisten 'runterhängt.“ Er machte es wiederholt vor. Auf den richtigen Schwung kam es an.

Allmählich begann sich die Plane Klaus Schatte zu fügen. Immer weniger Zeit stahl sie. Waren es anfangs noch vier Minuten, so zeigte die Stoppuhr schließlich nur noch zwei. Die Zurufe wurden weniger, blieben schließlich ganz aus. Und das, kurz bevor die Batterie überprüft wurde, ob sie zum Gefechtsschießen bereit sei. Sie war bereit.

Ein Hartgesottener verliert das Gleichgewicht

Die Bedienung Barche hatte damit ihren Vorsprung im Wettbewerb ausgebaut. Es schien, als könne ihr niemand mehr den ersten Platz streitig machen. Doch wie schnell ein solcher Erfolg wieder zunichte gemacht werden kann, erfuhr sie noch am Abend nach der Überprüfung. Da glaubten doch plötzlich zwei Genossen, es vor Hunger nicht mehr aushalten zu können. Heimlich schlichen sie in die nächste Gaststätte. Aber offensichtlich hatten sie Hunger mit Durst verwechselt. Erwin Hutfilz war der eine. Das war nicht ungewöhnlich; wenn irgendwo ein Bock geschossen wurde, war er in der Regel dabei. Der zweite aber war Dieter Wonneberger, der sonst alles dreimal überlegte und durchdachte. Der Teufel mußte ihn geritten haben. Am nächsten Tage konzentrierte sich ihr Feuer in erster Linie auf Erwin. Der schaute dabei so unbeteiligt drein, als habe er mit der ganzen Angelegenheit absolut nichts zu tun. „Wie hast du dir denn das gedacht?“ fragte Hans-Peter Leutzsch den Missetäter. „Das wirft wieder ein schlechtes Licht auf die ganze Bedienung. Was nützen unsere Anstrengungen, wenn du alles wieder 'runterwirtschaftest'?“

Erwin Hutfilz ließ die Vorwürfe über sich ergehen, bis es ihm zuviel wurde. Hatte er es nötig, sich von diesen „jungen Hüpfen“ derartige Vorwürfe machen zu lassen? Die sollten erst mal dienen lernen! Er konnte ihnen ja das Schießen auch versauen. Ähnliches hatte erschon dem Geschützführer angedeutet, als der ihn ins Gebet genommen hatte.

„Wegen dem Glas Bier...“, entrüstete sich Erwin Hutfilz. Doch sofort fiel ihm Klaus Schatte ins Wort: „Wir sind auch hier geblieben. Glaubst du denn, wir hätten nicht ebenso gerne ein Glas getrunken?“ Und der Lange fügte hinzu: „Und soviel Hunger hattest du nicht mehr, das kannst du mir nicht erzählen.“

Wer glaubte, Erwin würde so schnell und kampflos aufgeben, der hatte sich getäuscht. „Ihr traut euch ja nur nicht, ihr Muffengänger“, entgegnete er angriffslustig.

„Tu nicht so abgebrüht. Was heißt hier trauen! Dazu gehört doch kein Mut. Und wenn wir jetzt nicht mehr beste Bedienung werden? Das ist dir anscheinend gleichgültig“, versuchte ihn Jürgen Patzig zuzureden.

„Auf meine paar Tage, da mach' ich mir nichts mehr draus“, spielte Erwin auf seine bevorstehende Entlassung an. Auch die Aufforderung des Langen, er solle zusehen, wie er das wieder auswetzen könne, berührte ihn nicht. Das Gleichgewicht verlor er erst einige Tage später, als der Geschützführer dem Langen sagte:

„Genosse Leutzsch! Sie machen ab sofort Richtkanonier.“

Erwin Hutfilz zuckte bei diesen Worten wie unter einem Schlag zusammen. Noch konnte er den tiefen Sinn dieses Satzes nicht ganz erfassen. Es dauerte lange, bis er seine Sprache wiederfand:

„Ach... nu... von mir aus. Mich geht's doch nischts an“, preßte er hervor und tat so, als ob ihm das gleichgültig sei. Bisher glaubte er immer, er sei unersetzlich. Und nun das. Und ausgerechnet den Kanonen-Leutzsch, der kaum erst vier Monate 'reingerochen hatte! Unglaublich!

Hans-Peter Leutzsch fühlte sich nach dieser Ankündigung nicht ganz wohl in seiner Haut. Nicht, daß er nicht gewußt hätte, was er als Richtkanonier am Geschütz zu tun hat, aber immerhin... Erwin war erfahrener. Ihn überkam ein beklemmendes Gefühl: einerseits die Sorge, er könne durch irgendeinen Fehler das Schießen vermässeln, andererseits die Freude, daß man ihm soviel zutraute. Was wog schwerer?

Erwin Hutfilz indessen überlegte, daß er nun nie mehr Gelegenheit haben werde, als Richtkanonier zu schießen. Immer hatten sie trainiert, zuletzt mit Einsteckrohr. Und jetzt, wo er endlich mit richtigen Granaten... Die Chance war verpatzt. Von wem? Von ihm selbst? Vielleicht hatten die anderen sogar recht, als sie ihm vor Tagen die Hölle heiß machten. Das mit dem Schießen versauen, das hatte er doch nur so dahergesagt. Wie konnte es der Wachtmeister nur glauben? Es drängte ihn, ihm alles zu erklären.

„Zu – gleich!“ Bedienung
Barche bringt ihr
Geschütz in Stellung.
Wenn das hintere Fahr-
gestell gekippt wird,
packen alle Fäuste zu.



Jeder machte sich seine eigenen Gedanken. Was könnte herauskommen, wenn sie mit einer total durcheinandergewürfelten Bedienung zum Schießen fuhren? Jeden Tag konnte es losgehen.

„Wenn wir genau wissen, daß du keinen Blödsinn machst, reden wir mit dem Wachtmeister“, brach Jürgen Patzig das Schweigen.

„Soll schießen, wer will. Ich nicht!“ entgegnete Erwin stur. Doch sofort bereute er seine Worte. „In Wirklichkeit schießt du doch nicht daneben“, nahm Klaus Schatte den Faden wieder auf. Innerlich freute sich Erwin Hutfilz, daß ihm das keiner zutraute. Viel zu gerne wollte er schießen, wenn ihm der Wachtmeister nur glauben würde, daß er die vermaledeite Bemerkung nicht ernst meinte.

Wachtmeister Barche hatte darauf gewartet, daß Erwin Hutfilz zu ihm kommen würde. Nur mit Jürgen Patzig als Fürsprecher hatte er nicht gerechnet. Erwin Hutfilz habe versichert, erklärte Jürgen, daß er sich anstrengen wolle. Die Bedienung habe Erwin gründlich den Kopf gewaschen und sei überzeugt, daß er jetzt spuren werde.

„Und wenn er doch daneben schießt, wird man uns fragen, warum wir ihn trotzdem als K 1 zuließen“, gab Wachtmeister Barche zu bedenken. Er versprach aber, sich das noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen.

Die Entscheidung des Geschützführers fiel erst wenige Stunden vor dem Schießen.

Fünf Granaten finden ihr Ziel

Die Bedienung saß auf einer Wiese unweit der Feuerstellung. Es gab Makkaroni. Die Löffel schlugen gegen den Rand der Kochgeschirre. Witzeleien sprangen von Mann zu Mann.

„Halt dich an der Kanone fest“, ermahnte einer Edgar Büchel, „damit's dich nicht davonwedelt.“ Edgar fiel es schwer, seine Aufregung zu verbergen. Über seine Lippen purzelten Fragen: Ob er neben dem linken Vorderrad stehen oder knien müsse, wie er am besten um die Auswirkung des Druckes herumkomme... Noch am Vortage hätte er selbst antworten können, aber jetzt schien alles wie weggeblasen.

Der Befehl, Feuerstellung zu beziehen, riß sie hoch. Jetzt oder nie... Minuten später war die Feuerbereitschaft hergestellt.

In etwa 800 m Entfernung bewegten sich zwei Panzerattrappen. Die Kanoniere sprangen an ihre Plätze.

... Panzergranate, fünf Schuß. Aufsatz 5...! Klaus Schatte stellte an der Aufsatztrommel die Entfernung ein und meldete: „Aufsatz eingestellt!“

„Ziel aufgefaßt!“ rief Erwin Hutfilz, der nun doch Richtkanonier geblieben war. Er hatte den Panzer fest im Fadenkreuz, Jürgen Patzigs „Abgedeckt“ ließ ebenfalls nicht lange auf sich warten.

Alles lief wie am Schnürchen. Edgar Büchel hatte die Granate auf den Ladetisch gelegt. Dieter Wonneberger ergriff sie und warf sie in die Ladeschale, kippte diese um und meldete „Fertig!“

„K 1 – Feuerkommando übernehmen!“ befahl Wachtmeister Barche.

Der Geschützführer stand einige Meter seitwärts vom Geschütz und setzte das Doppelglas an die Augen. Erwin Hutfilz bewegte die Seitenrichtmaschine um Millimeter. Die Mitte der unteren Kante war genau im Fadenkreuz.

„Feu – er!“ kommandierte er langgezogen.

Bei der Ankündigung „Feu“ konzentrierte sich jeder auf den Sekunden später brechenden ersten Schuß. Klaus Schatte drehte sich nach hinten, machte Augen zu und Mund auf. Zum Ausgleich des Druckes hätte zwar auch das Öffnen des Mundes genügt, aber es war sein erster scharfer Schuß, den er miterlebte.

Auf das „–er“ hin drückte Dieter Wonneberger den kleinen Handabzugshebel an der Seite nach unten. Es dröhte, als schlug in der Nähe ein Blitz ein. Die Erde zitterte. Die Druckwelle drohte Klaus Schatte und die anderen mit sich zu reißen. Die Luft flimmerte ihnen vor den Augen. Das Geschütz wich an die 20 Zentimeter zurück. Staub- und Rauchwolken behinderten für kurze Zeit die Sicht.

Wachtmeister Barche verfolgte den roten Leuchtpunkt des Geschosses bis zum Ziel. Treffer rechtst unten! „Halbe Panzerbreite links, Turm anrichten!“ befahl er.

„Ziel aufgefaßt!“ bestätigte Erwin, der jetzt in seiner Aufgabe völlig aufging.

Die nervenaufreibende Spannung hatte sich gelegt. Der erste Schuß war raus, saß im Ziel. Klaus Schatte, Hans-Peter Leutzsch und Edgar Büchel waren fast enttäuscht. Sie hatten sich den Knall schlimmer vorgestellt. Schon nach der zweiten Granate befahl Wachtmeister Barche Feuerverlegung auf den nächsten Panzer.

„Fünf Schuß abgefeuert“, meldete schließlich Dieter Wonneberger. In seiner Stimme schwang Erleichterung mit.

Die Kübelwagen des Trefferaufnahmekommandos kamen aus dem Zielgelände zurück. Gefreiter Matesic, einer der Kraftfahrer, kam auf die Bedienung zu. Sieben Augenpaare hingen an seinen Lippen. Doch er winkte ab. „In den Tabak geschossen habt ihr“, rief er.

„Unmöglich!“ ermannte sich Erwin Hutfilz, der die Schrecksekunde als erster überwunden hatte. Gefreiter Matesic konnte ein herzerfrischendes Lachen nicht länger zurückhalten:

„Eure Gesichter hättet ihr jetzt sehen müssen... Auf dem rechten Panzer zwei, auf dem linken drei Treffer. Nun wißt ihr's ganz genau.“

Ein Stein fiel allen vom Herzen. „Da sind wir ja dicke da...“, rief Klaus Schatte und klatschte Erwin auf den Rücken: „Gratuliere!“

Der Lange strahlte. Er zündete sich eine Zigarette an und trat von einem Bein aufs andere, wie er es immer macht, wenn etwas geklappt hat. „Rauchertanz“ nannten sie das.

„Ein bißchen lag das aber auch am Laden“, platzte Edgar Büchel heraus. Keiner sollte glauben, daß er am Ergebnis keinen Anteil habe.

Jürgen Patzig wettete, daß ihm schon nach dem zweiten Schuß die Watte aus den Ohren gefallen war.

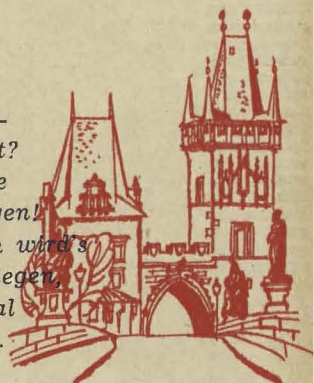
Beim Appell am nächsten Morgen mußte die Bedienung Barche vor die Front treten. Stolz empfingen die Genossen das Lob ihres Batteriechefs.

Prager Pflaster mit Vlasta



Pepicek
möchte Vlasta bannen —
aufs Zelluloid,
und zwar in Prag.
Doch oft muß er
den Drücker spannen,
und es passieren
lauter Pannen.
Will sie entklettern

gar, entfliegen
in eine Traum-
und Liebeswelt?
Pepicek könnte
Krämpfe kriegen!
Wahrscheinlich wird's
am Frühling liegen,
daß sie nun mal
nicht stillehält.



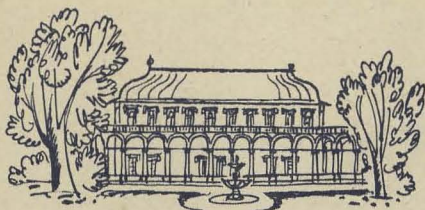


Mit einem Sprung
ganz ohnegleichen
gelangt sie zu
dem Mann aus Stein.
Doch der,
's ist zum Steinerweichen!,
denkt nicht dran,
sie wegzuscheuchen.
Und so was will ein
Denkmal sein!

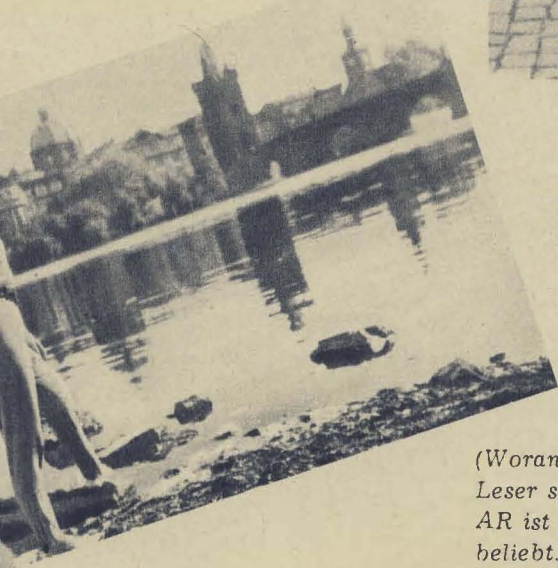
Mit ihren Storch-
und Starallüren
zeigt Vlasta,
was ein Rappel ist.
Was hilft da
Pepis Protestieren?
Er ist nur Publikum
für ihren
verrückten
Pflasterzappeltwist.



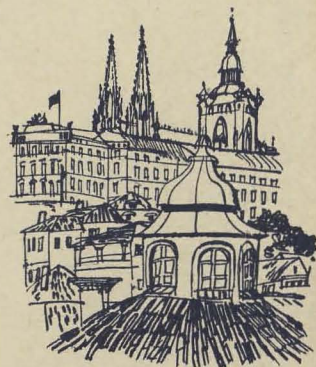
Obwohl
an seiner Bildmaschine
der arme Pepi
schrecklich schwitzt,
betört ihn ihre
Unschuldsmiene,
denn Charme hat sie nun mal
die Biene –
und eine Bluse,
die gut sitzt ...



Das Mädchen sprach
(und ich berichte):
„Die Bilder? –
Nichts für Fotoalben!
Dazu gehören noch
Gedichte,
dann wird's 'ne
AR-Bildgeschichte!“
„Na gut“, sprach Pepi,
„meinethalben!“



(Woran der deutsche
Leser sieht:
AR ist auch in Prag
beliebt.)



Helmut Stöhr

AR-COCKTAIL

GLEICHNIS. Mit einer Wurzelvereiterung kommt Gefreiter Seifert zum Zahnarzt. Der Schmerz quält ihn. Doch auf dem Stuhl befällt ihn panische Angst, und er sagt zum Arzt: „Ach, ich glaube, Sie können mir doch nicht helfen.“ „Macht nichts“, antwortet der Arzt. „Schafe glauben auch nicht an den Tierarzt, und trotzdem wird ihnen geholfen.“



STIMMT. Gefreiter König ist Fourier. Jeden Abend und Morgen muß er die Portionen abzählen, immer an die 800. So zählt er wieder einmal: „... 690, 691, 692...“ Plötzlich bricht er ab und murmelt vor sich hin: „Ach, wenn das soweit stimmt, dann stimmt das andere auch.“



VERTRETUNG: OMA. Als die Einheit alarmiert wird, befindet sich Hauptmann Lehmann mit seiner Frau gerade im Theater. Seine Mutter, eine pensionierte Hebamme, ist zu Hause geblieben und hütet den Schlaf der Kinder. Als es Sturm klingelt, öffnet sie neugierig



das Fenster. Von tief unten hört sie eine männliche Stimme rufen: „Machen Sie schnell! Es ist höchster Alarm!“ — „Lassen Sie solche nichtssagenden Ausdrücke, junger Mann“, antwortet Oma Lehmann. „Wenn ich als ausgediente Hebamme schon helfen muß, dann interessiert mich zuerst, wann die Wehen eingesetzt haben.“



DIE FOLGE. „Sie waren doch der beherzte Melder, der bei der gestrigen Übung kurz vor der ‚Gefangennahme‘ die schriftliche Meldung verschluckt hatte?“ — „Jawohl, Genosse Hauptfeldwebel! Es gab keine andere Möglichkeit“, antwortet der Soldat. „Das haben Sie ausgezeichnet gemacht. Aber weshalb wollen Sie heute dem Arzt vorgestellt werden?“ — „Ich hatte doch die Meldung in einer kleinen Blechdose versteckt.“ Vignetten: Parschau



Das Haus in der Karpfengasse

Ein edles, menschliches Anliegen — ein neuer wirklich sehenswerter Film des westdeutschen Regisseurs Kurt Hoffmann, von dem wir schon „Wir Wunderkinder“, „Das Wirtshaus im Spessart“, „Das Spukschloß im Spessart“ und schließlich „Schloß Gripsholm“ sahen. „Das Haus in der Karpfengasse“, gedreht in Prag, dessen goldene Dächer in den Jahren, in denen der Film spielt, düster und grau wurden... Auch das der Karpfengasse 115, dessen Bewohner für so viele stehen. Karpfengasse, das alte jüdische Viertel... Als im März 1939 Hitlers Truppen in Prag einmarschierten, beginnt es. Stufe für Stufe, etagenweise schleicht das Unheil durch das Haus. Im Erdgeschoß beginnt es, greift nach dem gutmütigen Backwarenhändler Workuka. Dann trifft es die alte Frau Kaunders, deren Herz — endlich hat sie den ersehnten Ausreisepaß — versagt. Im ersten Stock bricht die Ehe der Mareks auseinander; obwohl beide Deutsche, lehnt der Mann es ab, so ein Deutscher zu sein. wie die da draußen: Endstation Irrenhaus! Es trifft die Laufers und Herrn Lederer, Herrn Mautner und seine verkrüppelte Frau Lily... Ihrer aller Schicksal sieht, begreift und mildert wo sie es vermag, das Mädchen Bozena. Doch auch für sie, das Mitglied einer Widerstandsgruppe, kommt die böse Stunde: Der einzige Nazi im Hause, der sie eifersüchtig verfolgt, faßt Verdacht... Gespielt in westdeutsch-tschechoslowakischer Besetzung mit Jana Brejchova u. v. a. R. Penser

Dietz Verlag, 143 S., MDN 2,80
 Poche/Oliva „Das OKW gibt nichts
 mehr bekannt“, Deutscher Militär-
 verlag, 160 S., MDN 3,80
 Wahrheiten über den deutschen Imperialismus 2



G. L. Rosanow: Hitlers letzte Tage

Genau vor zwanzig Jahren war es, als die Angst von uns fiel, als die Nächte wieder ruhig wurden und hell, als der große Brand, ausgelöst von Deutschland, um die Welt gegangen und wieder zurückgekehrt, in unseren Städten verlosch. Freilich war der Jubel nicht laut zwischen den Trümmern, zu viele spürten die Schuld, zu wenige gab es, die widerstanden hatten. Unbegreiflich heute, was damals geschah. Kaum zu fassen der Wahnwitz, die Blindheit, das Verbrechen. Deshalb darf man nicht vergessen, sollte zur Kenntnis nehmen, was Historiker ausforschen, Schriftsteller gestalten.

G. L. Rosanow ist den Dingen auf der Spur, sachlich, nüchtern, wissenschaftlich zeichnet er die letzten Zuckungen des „größten Führers aller Zeiten“ und seiner Kumpane. Das ist außerordentlich lebendige Geschichte, spannend zu lesen, die Hintergründe zei-

gend, exakt den Donner registrierend, mit dem die Nazi-größen in die Grube fuhren. Da waren sie jämmerlich, als die Panzer der Roten Armee auf Berlin zurollten, als die Granaten im Hof der Reichskanzlei explodierten, doch verbissen bohrten sie in den Nähten der Antihitlerkoalition, wollten auseinanderreiben, was ein gemeinsames Ziel zusammengeführt hatte; angstschlotternd und verzweifelt trieben sie Tausende noch in den Tod, ehe sie selbst zu Gift und Pistole griffen oder zu ziviler Vermummung, um sich feige davonzuschleichen – so oder so.

Rosanow nennt Namen und Daten. Rosanow belegt. Er läßt den faschistischen Spuk noch einmal heraustreten, bringt Licht in das Dunkel der letzten Tage und Stunden, da man in Deutschland in Kellern lebte und um die Zukunft bangte. Anders und doch nicht anders, ein ausgezeichnetes Pendant, den Wissenschaftler ergänzend und illustrierend, ist das zweite schmale Bändchen über das Finale in Berlin. Besticht bei Rosanow die nüchterne Sachlichkeit, so überzeugen Poche und Oliva durch ihre Unmittelbarkeit, wie sie filmartig die Einzelschicksale herausblenden, sie anstrahlen und lebendig werden lassen. Beide Bücher gehören zu einem Thema, das uns noch heute berührt, beide zeigen eindringlich, was wir vor zwanzig Jahren hinter uns gelassen haben, und daß wir allen Grund haben, denen zu danken, die dem ein Ende setzten.

Thomas



Im Westen nichts Neues!

Er sei überzeugt, erklärte ein Oberst in München, daß die Ostgebiete eines Tages wieder zurückgeholt würden.

Schon mancher Hellseher war mit gefährlicher Blindheit geschlagen.



Der Brauch der Bundeswehr, Tiermaskottchen wie Esel und Schafe mit militärischen Rängen und Ehren zu dekorieren, wurde jetzt unterbunden.

Der Pleitegeier aber wird weiter angebetet.

Ein Bundesmajor in Glücksburg, der ein Doppelhaus gekauft hatte, begründete die Räumungsklage gegen die Familie mit dem Hinweis, er benötige das Grundstück für sein Pferd.

Für die Familie wird sich doch noch irgendwo ein Pferdestall auftreiben lassen.



Soldatenhumor
 aus „Nephthiserreg“,
 Budapest

Die südafrikanische Rassistenregierung Verwoerd hat kürzlich ausländischen Presseorganen Zensuren verteilt. Der Korrespondent der westdeutschen Agentur DPA erhielt eine „1“.

Sie sind eben wieder mal auf Draht.



OBERFELDWEBEL WOLFGANG STAMM

Geboren: 3. 11. 1941. Beruf: Zimmermann. Klub: ASK Vorwärts Leipzig. Größte Erfolge: SKDA-Meister im Radsportcross 1963, Zweiter der SKDA-Meisterschaften 1961, Deutscher Cross-Meister 1962 und 1965.

Das Erstaunen vieler Radsportanhänger vor zwei Monaten auf der Berliner Winterbahn war nicht gering. Bei der „Stunde der Matadore“ war er noch nicht sonderlich aufgefallen, denn schließlich umkurvten zahlreiche bekannte Straßenfahrer das Holzlattenoval. Als er dann aber auch noch in Mannschaftsrennen und Zeitfahrdisziplinen startete, fragte man sich doch verwundert: „Fährt denn der Stamm nicht ‚Straße‘ und ‚Querfeldein‘?“ Bis Ende vorigen Jahres hätten wir diese Frage noch mit ja beantworten können, doch auch da nur mit Vorbehalt. Denn den Radsportcross, in dem Wolfgang Stamm seine größten Triumphe feiern konnte, mußte er nach dreijähriger Zugehörigkeit zum ASK Leipzig aufgeben. Die Begründung des DRSV: Querfeldein ist keine olympische Disziplin. Dem ‚Felix‘ – wie er genannt wird – fiel es zwar nicht leicht, sich von den Rennen über Stock und Stein zu trennen. Doch sagte er sich: Was meinem Freund Günter Hoffmann jetzt auf der Straßenmaschine gelingt, warum soll ich's nicht auch schaffen? Nun, es klappte nicht ganz. Zwar wartete er mit einigen achtbaren Plätzen auf, doch Krankheit und Verletzungen mögen schuld daran gewesen sein, daß er nicht in allen wichtigen Rennen starten konnte. Auf jeden Fall: Nach zwei Jahren als Straßenfahrer nahm ihn der Verband aus der Nationalmannschaft. So gelang es ihm nicht, seinem Freund aus Finsterwalde nachzueifern. Nun hat sich Wolfgang Stamm seit Jahresanfang auf die Sommerbahn-Saison vorbereitet. Sein neues Ziel heißt Mexiko 1968, seine neue Disziplin 4000 m Zeitfahren. KW



Waffenbrüder - Magazin

In über 150 westlich der Weichsel liegenden polnischen Städten finden in diesen Tagen Feiern anlässlich des 20. Jahrestages ihrer Befreiung statt. Auf den ehemaligen Kampfwegen der 1. und 2. Polnischen Armee werden Stafetten und Touristikmärsche veranstaltet. Ein Höhepunkt wird die große „Stafette der Freundschaft“ entlang der Oder-Neiße-Friedensgrenze sein.

Vorfristig zum Obersleutnant befördert wurde der sowjetische Major Achmetwalijew auf Befehl des Ministers für Verteidigung der UdSSR.

Seine Einheit errang drei Jahre hintereinander den Bestentitel und belegte Ende 1964 bei besonderen Leistungsvergleichen erneut den ersten Platz innerhalb der Gruppe der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte. Für diese ausgezeichneten Leistungen erhielt die Einheit den Wanderpreis des Militärrates der Gruppe.

Eine freundschaftliche „Begegnung an der Elbe“ organisierte das Wehrkreiskommando Torgau, 20 Jahre nach dem historischen Zusammenreffen sowjetischer und amerikanischer Truppen. Diesmal trafen sich die Sowjetsoldaten jedoch mit Angehörigen der Nationalen Volksarmee sowie mit Reservisten, Volkspolizisten, Kampfgruppenmitgliedern und GST-Sportlern. Auf Schießstand und Sturmbahn wetteiferten sie um beste Ergebnisse. Mit einem Meeting am Elbufer fand die-

ses Fest der Waffenbrüderschaft (über das wir noch ausführlich informieren werden) seinen Abschluß.



Was ißt Soldat Ion?

ENTRECOTE

Rinderfilet in Scheiben schneiden, in Mehl panieren, mit Schmalz anbraten. Feingeschnittene Zwiebel dünsten, mit Mehl, Paprika und Tomatenmark verrühren, in Fleischbrühe aufkochen lassen und durch ein Sieb auf die Filets streichen. Zusammen mit Lorbeerblatt auf kleiner Flamme garkochen. Dazu: In eine helle Mehlschwitze mit Ei und geriebenem Käse in Scheiben geschnittene Pellkartoffeln geben; in feuerfester Form überbacken.



FACHBUCHEREI

Für die „Landeier“, die von Schiffen und der Seefahrt wenig oder noch nichts verstehen, schrieb Korvettenkapitän Israel das „Kleine seemännische Wörterbuch“. Aber auch die Fachleute kommen ab und an in die Verlegenheit, nach der Definition eines Begriffes zu suchen oder, um ihr Wissen aufzufrischen, im Buch nachzuschlagen. Das war bisher auf diesem Gebiet in der Neuausgabe von Meyers Lexikon möglich. Doch sind die acht Bände einerseits besonders für Jugendliche zu teuer und andererseits zu umfangreich.

Ein spezielles Nachschlagewerk für Modellbauer, Seesportler, Seeleute und alle anderen für die Schifffahrt Interessierte fehlte bisher. Ein Mann erkannte die Not der Freunde und Anhänger von Booten und Schiffen.



Sigfrid Bolling stellte ein Taschenlexikon zusammen, das die wichtigsten Begriffe, illustriert durch viele Zeichnungen und Fototafeln, erklärt. Es umfaßt den Schiffs- und Schiffsmaschinenbau sowie die Schifffahrt als Grundgebiete, gibt aber auch Auskunft zu Fragen des Seerechtes, der Navigation, der Fischerei und der Geschichte der Seefahrt. Mancher Freund des Seewesens wird aber bedauern, daß moderne Kriegsschiffe sowie Seekriegstaktik fehlen. Enthalten sind leider nur einige Angaben zu häufig in der Literatur vorkommenden historischen Ereignissen. Dafür wurde aber der Wasserfahrtsport mit aufgenommen.

Zusammengefaßt wäre zu sagen: Das richtige Buch für alle, die etwas über Abdampfturbinen, Teerjacks, Tiefgang, Seelenverkäufer und Zwangswege wissen wollen.

W. Kopenhagen

Meyers Taschenlexikon „Schiffbau — Schifffahrt“, Herausgeber: Sigfrid Bolling, VEB Bibliografisches Institut Leipzig 1964, Preis 7,— MDN.



Lehrmaschine statt

„Nürnberger Trichter“

Der „Nürnberger Trichter“ ist natürlich nicht das geeignete Gerät, um einem Lernenden anwendungsreiches Wissen zu vermitteln. Aber da sich in unserem Zeitalter das Wissen etwa alle zehn Jahre verdoppelt, kommt der Pädagoge nicht mehr ohne technische Hilfsmittel aus.

Neben der Auswahl des Lehrstoffes muß der Unterrichtsablauf intensiviert werden. Dabei sollte jeder Lernende individuell an die von ihm erreichbare Leistungsgrenze herangeführt werden. Eine Verringerung der Schülerzahl je Lehrer ist jedoch nicht möglich. Es müssen andere Auswege gesucht werden. In Verbindung mit dem programmierten Lehrstoff ist ein solcher Ausweg die Anwendung von Lehrmaschinen im Unterricht. Die Lehrmaschine bietet dem Lernenden in pädagogisch zweckmäßiger Weise das Programm an. Unterschieden werden folgende Lehrmaschinensysteme:

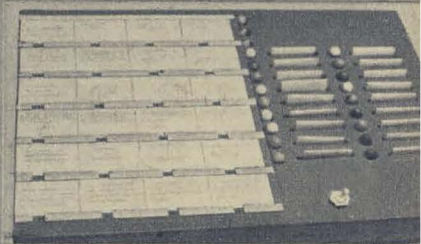
LEKTORTYP zur Vermittlung neuen Stoffes. Der Lernende bestimmt selbst das Tempo. Nach Erfolgsbestätigung des aufgenommenen Wissens geht es im Stoff weiter.

EXAMINATORTYP zur Überprüfung und Bewertung des Wissens. Alle Lernenden werden gleichzeitig geprüft, der

Lehrer wird von Routinearbeiten (Korrektur) befreit, der Unterricht intensiviert.

REPETITORTYP zur Kontrolle der Kenntnisse des Lernenden und zur Stoffwiederholung.

TRAINERTYP zum selbständigen Üben bestimmter geistiger und manueller Fertigkeiten, z. B. mathematischer Rechenoperationen. Das Übungstempo wird vom Lernenden bestimmt und kann von ihm gesteigert werden.



Einfache Lehrmaschine zur Kontrolle von Schülerleistungen (mittels Lichtsignale).

KOMMUNIKATIONSTYP zur Rückkopplung zwischen dem Lehrer und den Lernenden. Diese Anlage besteht aus dem Steuerpult des Lehrers und der Eingabeeinrichtung für jeden Schüler. Ing. Schubert

Im nächsten Heft . . . Einfache Lehrmaschine

AR-COCKTAIL



Kriminalerzählung
von
Siegfried Dietrich

Samstag nacht. Vom Kirchturm hallen zwölf Schläge. Franz Neugebauer, Hauswart im Landwarenhaus Auberg, drückt verschlafen auf den Schalter der Nachttischlampe. Im Zimmer bleibt es dunkel. Ärgerlich kriecht der Alte aus dem Bett, brennt eine Kerze an und schlurft zum Sicherungskasten. Die Sicherungen sind in Ordnung. Schon will Neugebauer zurückgehen, da hört er ein leises Klappern im Erdgeschoß. Hat er etwa vergessen, das Flurfenster zu verriegeln? Der Hauswart tastet sich die Treppe hinab. Erschrocken bleibt er stehen. Das Flurfenster bewegt sich im Luftzug hin und her, im rechten Flügel, unmittelbar neben dem Riegel, ist die Scheibe eingedrückt.

„Diebe!“ schreit Neugebauer entsetzt und läuft die Treppe hinauf, ins Büro, wo das Telefon steht.

Er erreicht den Raum nicht mehr. Plötzlich spürt der Alte einen harten Schlag auf dem Hinterkopf und bricht zusammen.

Keine Fingerspuren, keine Schuhspuren, niemand sah den Täter. Die Kriminalpolizei kann sich allein auf die Aussage Neugebauers stützen, der angibt, er sei kurz nach Mitternacht niedergeschlagen worden. Doch wichtiger, als sämtliche sichtbaren Spuren, erscheint Hauptmann Schilling und seinen Mitarbeitern folgender Umstand: Am Samstag früh fielen die Akkumulatoren der Alarmanlage aus, und da sie nicht sofort ausgewechselt werden konnten, war die Anlage vorübergehend vom Lichtnetz abhängig. Das mußte der Täter gewußt haben; denn er hatte vom Keller aus die Stromzuführung unterbrochen.

Ein Angestellter des Warenhauses? Der Mann oder Freund einer Verkäuferin? Diese naheliegende Vermutung erweist sich bald als irrig, sämtliche Personen haben ein einwandfreies Alibi.

„Schonke könnte es gewesen sein“, sagt der Geschäftsführer. „Schonke beliefert uns mit Ware, kennt sich im Haus aus und nahm die defekten Akkus mit nach Naustadt, wo er sie umtauschen sollte, um am Montag die neuen mitzubringen.“ — Im Leben des Kraftfahrers gibt es einen dunklen Punkt: Vor Jahren kam er einmal mit den Gesetzen in Konflikt; ein Gelegenheitsdiebstahl. Sollte er rückfällig geworden sein?

Der Entscheidende Fehler

Hauptmann Schilling fährt nach Naustadt und bespricht sich mit dem Kaderleiter des HO Kreisbetriebes. Der glaubt nicht an eine Schuld Schonkes und schildert den Kraftfahrer als zuverlässigen Menschen, der aus den Folgen seiner damaligen Verfehlung gelernt hat. Trotzdem beschließt Schilling, Schonke zu vernehmen. Dessen Wohnung liegt ganz in der Nähe, erfährt er. Vor einigen Monaten erst zogen Schonkes in die Kreisstadt. Bis dahin wohnten sie in Auberg.

„Kann ja gar nicht anders sein“, meint der Kraftfahrer, als aus den Fragen des unerwarteten Besuchers klar wird, um was es sich handelt. In seiner Stimme schwingt ein bitterer Unterton. „Sämtliche Indizien sprechen anscheinend gegen mich, und vorbestraft bin ich ebenfalls. Aber ich war es nicht, Herr Hauptmann, mehr kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Was taten Sie kurz nach Mitternacht in der Nähe des Landwarenhauses?“ erkundigt sich Schilling unvermittelt.

„Ich?“ Auf dem Gesicht des Kraftfahrers spiegelt sich Erstaunen wider. „Wie kommen Sie darauf, ich habe das Haus nach 20 Uhr nicht mehr verlassen.“

„Gibt es dafür Zeugen?“ – Schonke schüttelt den Kopf.

„Leider nicht, meine Frau befindet sich in Bad Kösen zur Kur.“

„Ja dann“, Schilling legt die schriftliche Genehmigung auf den Tisch, „dann müssen wir Ihre Wohnung durchsuchen.“

„Bitte!“ Schonke brennt sich mit fahrigen Bewegungen eine Zigarette an.

Die Wohnungsdurchsuchung bringt nichts zutage. Zehn Stunden sind seit der Tat vergangen, und noch immer hat die Volkspolizei keine greifbare Spur gefunden, sieht man von der Aussage einer Frau ab, die angab, sie habe etwa zur Tatzeit einen Mann in der Nähe des Warenhauses gesehen. Nach ihrer Beschreibung könnte es Schonke gewesen sein. Diese Aussage hatte

auch Schilling zu seiner Frage veranlaßt. Die Kriminalisten wollen jetzt nicht länger auf die Mitarbeit der Bevölkerung verzichten und setzen in Aueberg einen Lautsprecherwagen ein. Bereits eine Stunde später gibt ein Traktorist zu Protokoll, er habe gegen Mitternacht dicht beim Landwarenhaus einen Mann beobachtet, den er für Schonke halte; genau erkannt habe er ihn allerdings nicht. Der Mann habe einen Koffer getragen und sei sofort in einer dunklen Gasse verschwunden, als er bemerkte, daß jemand auf ihn zukam.

Abermals Schonke! Vielleicht hat er das Diebesgut – Kameras, Ferngläser und Armbanduhren – außerhalb seines Hauses versteckt? Schilling will einen Haftbefehl beantragen. Am Nachmittag jedoch läßt er von seinem Vorsatz ab. Bei



einem seiner Mitarbeiter meldet sich nämlich ein junges Mädchen, das in der Tatnacht von einer Geburtstagsfeier kam.

„Es war gegen 23 Uhr 50“, erzählt sie, „da sah ich am Waldrand kurz vor Auberg einen unbeleuchteten ‚Wartburg‘ stehen. Das Fahrzeug war leer.“ Der Volkspolizist fragt nach dem polizeilichen Kennzeichen, zu seinem Bedauern kann sich das Mädchen aber nur zum Teil erinnern. „SB 23“, das weiß ich genau; denn das sind zufällig die Anfangsbuchstaben meines Namens und meine Hausnummer.“

In den folgenden Tagen gleicht Schillings Arbeitszimmer einem Bienenschwarm. Unterstützt von vier uniformierten Volkspolizisten überprüfen die Kriminalisten Tausende von Karteikarten. 176 davon sortieren sie aus: Pkw vom Typ ‚Wartburg‘, deren Kennzeichen mit ‚SB 23‘ beginnt. Eines dieser Fahrzeuge gehört der volkseigenen Autovermietung Leipzig. Am Samstag vormittag hatte es ein gewisser Heinz Gujan gemietet und am Montag morgen wieder zurückgebracht. Gujan, so ermittelt die Kriminalpolizei, ist im HO Kreisbetrieb Naustadt beschäftigt, übt dort eine Kontrollfunktion aus und ist mit den örtlichen Verhältnissen der ländlichen Verkaufsstellen bestens vertraut. Der Kaderleiter lacht schallend, als sich Schilling nach Gujan erkundigt.

„Wenn Sie den in Verdacht haben, sind Sie auf dem Holzweg, Genosse Hauptmann! Der Kollege Gujan ist absolut vertrauenswürdig.“ – Zu dem gleichen Ergebnis kommen auch die

Kriminalisten, die nähere Erkundigungen über den Kontrolleur einziehen. Gujan, ein Jungeselle, gilt als sparsam, führt einen einwandfreien Lebenswandel und ist in seinem Wohngebiet ein geachteter Mann. Außerdem bezieht er ein auskömmliches Gehalt. Eines aber gibt Schilling zu denken. Warum hat der Geschäftsführer des Landwarenhauses Gujan nicht erwähnt?

„Sehr einfach“, antwortet dieser. „Weil Kollege Gujan unmöglich der Täter sein kann.“ Wie Schilling erfährt, führte Gujan am Samstag eine überraschende Kontrolle in Auberg durch – kurz vor Ladenschluß, das Warenhaus hat eine Spätdienstleistungsabteilung –, kam anschließend mit dem Geschäftsführer ins Schwatzen, verpaßte den Zug und konnte erst um 23 Uhr 32 nach Naustadt zurückfahren. Bis dahin hielt er sich in der Wohnung des Geschäftsführers auf, der ihn, Gujan war leicht angetrunken, zur Bahn brachte.

„Ist Herr Gujan tatsächlich abgefahren?“ erkundigt sich Schilling.

„Selbstverständlich, er winkte mir ja vom fahrenden Zug aus zu.“

„Sagen Sie mal“, fragt Schilling nebenbei, „wußte eigentlich Herr Gujan davon, daß die Akkus der Alarmanlage ausgebaut waren?“

„Natürlich, das wird doch im Kontrollbuch vermerkt.“ – Der Kriminalist verabschiedet sich. Ein Widerspruch, der sich scheinbar nicht lösen läßt: Gujan hat nachweisbar in der Tatnacht über ein Fahrzeug verfügt, er hat aber auch

Illustrationen: Hans Råde



nachweisbar Auberg mit der Bahn verlassen. Hauptmann Schilling überprüft Gujans Reiseberichte. Kein Zweifel, die gelochten Fahrkarten bestätigen, daß der Kontrolleur mit der Bahn nach Auberg hin und zurück gefahren ist. Warum eigentlich?

„Das ist eine peinliche Angelegenheit“, gesteht Gujan sichtlich verlegen. – „Ich mietete den Wagen für einen Sonntagsausflug.“

„Allein?“

„Nein. Ich hatte meine Freundin Gerda bei mir. Wir kennen uns erst seit wenigen Wochen. Und“, Gujan senkt die Stimme, „da es in Naustadt keine Autovermietung für Selbstfahrer gibt, mußte ich den Wagen schon am Samstag aus Leipzig holen. Während der Arbeitszeit, verstehen Sie?“

„Das erklärt noch lange nicht, weshalb Sie mit dem Zug nach Auberg fahren“, widerspricht der Kriminalist.

„Doch!“ Gujan beginnt zu rechnen: Außer dem festen Tagessatz kostet ein gemieteter Wartburg 14 Pfennig für jeden gefahrenen Kilometer. Dazu kommen die Benzinkosten. „Somit wäre mich die Fahrt nach Aubert auf rund 40 Mark zu stehen gekommen“, schließt Gujan. „Das war mir einfach zu teuer.“

Eine einleuchtende Erklärung, doch Schilling ist noch nicht überzeugt. So fragt er und beobachtet dabei sein Gegenüber: „Und wie kommt es, daß der Wagen während der Tatzeit in Auberg gesehen wurde?“ Gujan scheint nicht im mindesten überrascht.

„Dann muß Schonke dort gewesen sein“, meint er unbefangen.

„Schonke?“ Jetzt ist Schilling der Überraschte.

„Ja, Schonke“, bestätigt Gujan. „Ich traf ihn Samstag mittag, und er erzählte mir, daß er nach Bad Kösen wolle, seine Frau besuchen. Da ich das Fahrzeug erst am Sonntag morgen brauchte, borgte ich es ihm, und Schonke bezahlte mir dafür den Mietpreis für einen halben Tag.“

„Wann kam Schonke zurück?“ – Gujan hebt die Schulter.

„Keine Ahnung, am Sonntag stand der Wagen vor meiner Haustür; so, wie wir es vereinbart hatten.“ Verflüfft beendet Schilling die Vernehmung und beantragt nun doch einen Haftbefehl gegen den Kraftfahrer. Der bleibt hartnäckig dabei, er sei gegen 17.30 Uhr aus Bad Kösen zurückgekommen, habe den „Wartburg“ vor Gujans Haus abgestellt, Schlüssel und Papiere wie verabredet in den Briefkasten gesteckt, und sei um 18 Uhr mit dem Bus nach Hause, ans andere Ende der Stadt gefahren.

„Hat Sie im Bus ein Bekannter gesehen?“ fragt Schilling. Schonke verneint.

„Ich wohne ja noch nicht lange in Naustadt und kenne kaum jemanden.“ Dann fällt ihm ein, in seiner Geldbörse müsse sich aber noch der Fahrschein befinden. Das stimmt. Für Schilling ist das jedoch kein Beweis. Das Billett kann alt sein – oder ebenso gut kann es Schonke an jenem Abend gelöst und den Bus an der nächsten Haltestelle wieder verlassen haben. Forschend betrachtet der Kriminalist den Untersuchungsgefangenen. Da kommt ihm ein Gedanke.

Eine Stunde später befindet er sich mit seinen Mitarbeitern in Mengersdorf, eine Bahnstation vor Auberg gelegen. Erst in der Nacht kehren die Kriminalisten zurück. Am nächsten Morgen sitzt Schilling Gujan gegenüber.

„Was hatten Sie eigentlich Samstagabend in Mengersdorf zu erledigen?“ fragt er. Gujan hebt erstaunt die Augenbrauen.

„Ich? Ich war doch seit über einem Monat nicht mehr dort.“

„Doch, Sie waren!“ Die Stimme des Kriminalisten klingt hart. „Ich werde Ihnen jetzt den genauen Hergang der Tat schildern: Sie erfuhren durch Schonke von den defekten Akkus, gingen zum Bahnhof, lösten in Naustadt eine Fahrkarte nach Auberg, ließen diese lochen und gingen wieder nach Hause. Als Schonke pünktlich aus Bad Kösen kam, fuhren Sie mit dem gemieteten Wagen bis Mengersdorf, stellten ihn ab und benutzten für den Rest des Weges die Bahn. In der Nacht bestiegen Sie in Auberg den Zug – der Geschäftsführer war Ihr Zeuge –, stiegen in Mengersdorf wieder aus, fuhren mit dem ‚Wartburg‘ nach Auberg zurück und verübten den Einbruch. Als Sie der alte Neugebauer dabei überraschte, schlugen Sie ihn von hinten nieder. Da sie annähernd die gleiche Figur haben wie Schonke und im Dorf nicht bekannt sind, wurden Sie von zwei Personen, die Sie sahen, erklärlicherweise für Schonke gehalten.“ – Gujan springt auf.

„Das zu beweisen, dürfte Ihnen schwerfallen!“

„Es ist bereits bewiesen“, erwidert Schilling.

„Ihr Wagen stand in der Nähe des Bahnhofs, auf einem Feldweg, links neben der RTS Mengersdorf. Mehrere Personen haben ihn dort gesehen.“

„Und die haben sich alle die Autonummer gemerkt?“ höhnt Gujan. „Seltsam!“

„Nicht alle“, sagt Schilling ruhig, „wohl aber ein Mitglied des Verkehrssicherheitsaktives, das Anzeige erstattet hat. Sie bedachten nämlich nicht, als Sie das Fahrzeug im Schein der Abendsonne abstellten, daß es nachts dunkel wird, und ließen es unbeleuchtet.“ Gujan sinkt zusammen.

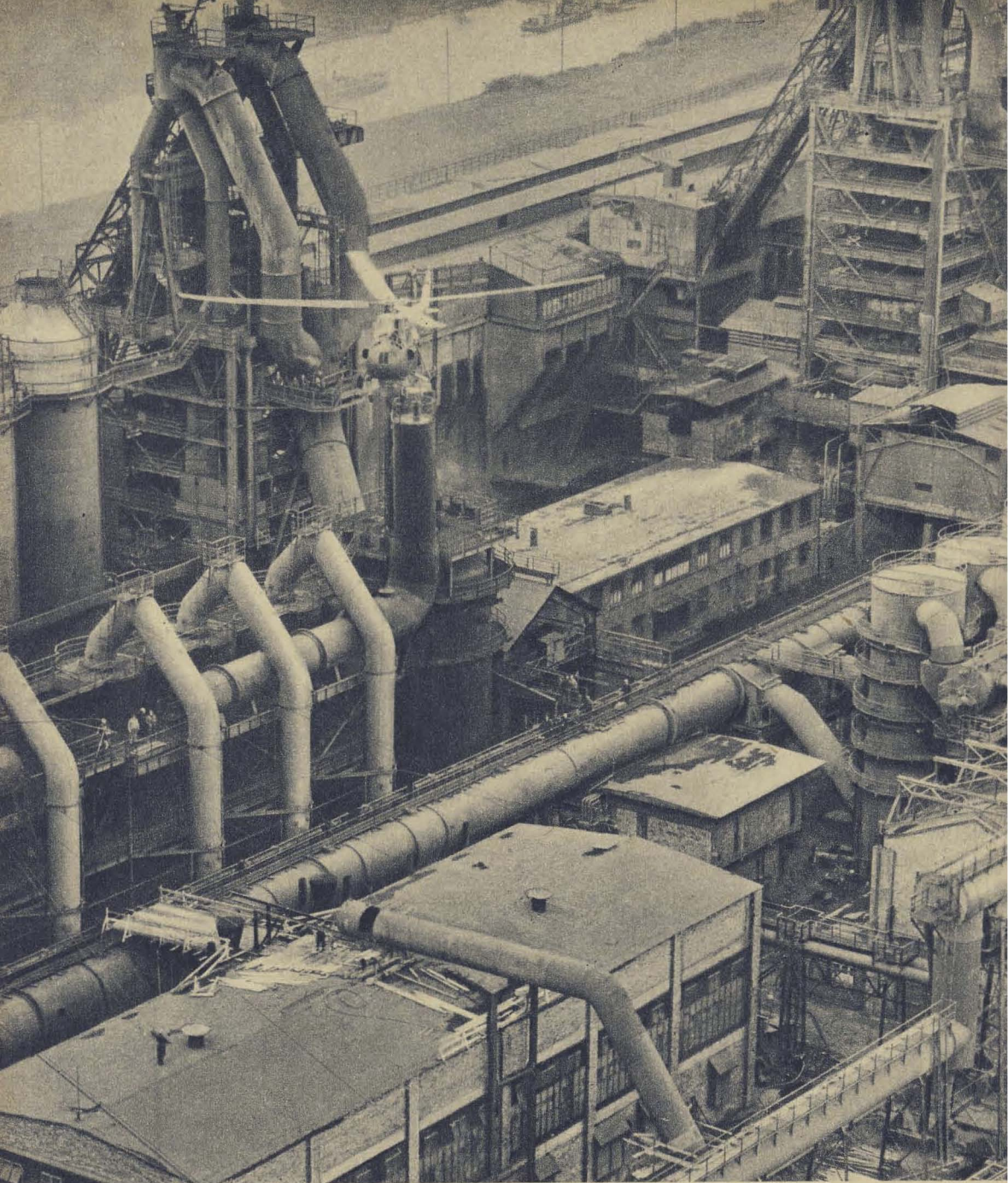
„Es hat ja doch keinen Zweck mehr, ich gestehe.“

„Eines begreife ich nicht“, sagt Schilling. „Wie konnte es soweit mit Ihnen kommen? Sie haben eine gut bezahlte Stellung, waren überall geachtet, lebten sorglos.“ – Gujan senkt den Kopf. „Meine Freundin. 24 Jahre bin ich älter als sie. Ich wollte sie nicht verlieren, wollte ihr viel bieten, wollte sie an mich fesseln. In zwei Monaten hätte ich meinen ‚Trabant‘ gehabt. Gerda freute sich sehr darauf. Mir fehlten aber noch dreitausend Mark. Und als mir Schonke von den Akkus erzählte...“

„Was muß das für ein Mädchen sein, dessen Zuneigung vom Besitz eines Autos abhängig ist“, entgegnet Schilling kopfschüttelnd und reicht Gujan das Protokoll. „Oder kennen Sie Ihre Freundin so schlecht?“

„Ich weiß es nicht“ antwortet Gujan und unterschreibt.

(Frei gestaltet nach Motiven einer wahren Begebenheit. Namen und Ortsangaben sind erfunden.)



DDR **UNSER VATERLAND**



In einem schönen Sommertag im Juni 1950 – fünfzehn Jahre ist das nun schon her – herrschte im Westberliner Büro der britischen Nachrichtenagentur Reuter eine ziemlich Aufregung: In wenigen Stunden sollte im Gebäude des Nationalrats in Ostberlin eine wichtige internationale Pressekonferenz stattfinden; doch der zuständige Chefkorrespondent der Reuter-Agentur war nicht aufzufinden.

Ich war der Journalist, der verschwunden gewesen war. Ich erläuterte meinen Kollegen auf dieser Pressekonferenz, warum ich mich entschlossen hatte, in der DDR zu leben und zu arbeiten. Ich war seit 1947 als Chefkorrespondent der Nachrichten-Agentur Reuter in Westberlin tätig. In den ersten Jahren nach dem Krieg konnte man noch offen und korrekt über die Entwicklung in den vier Besatzungszonen berichten; aber – so erklärte ich – in letzter Zeit sei dies immer schwieriger geworden. Nachdem im September und Oktober 1949 zwei deutsche Staaten entstanden waren und besonders seitdem die Westmächte Ende 1949 dem Aufbau einer westdeutschen Wehrmacht zugestimmt haben, wurde es mir nahezu unmöglich gemacht, meine Arbeit mit gutem Gewissen zu tun.

Im April 1950 erzählte mir General Sir Charles Keightley, der Chef der britischen Rhein-Armee, in einem vertraulichen Gespräch: „Ich habe die ganze Angelegenheit mit Feldmarschall Montgomery besprochen. Er teilt meinen Standpunkt, daß wir so schnell wie möglich eine deutsche Armee auf die Beine stellen müssen. Zwar gibt es da einige hirnverbrannte Politiker, die damit nicht einverstanden sind, aber es wird nicht mehr allzulange dauern, bis wir unser Ziel erreicht haben.“

So redeten führende britische Militärs über die Pläne zur Aufstellung einer neuen westdeutschen Wehrmacht, zu einer Zeit, als die westlichen Politiker noch hoch und heilig versicherten, es gäbe keine solchen Pläne.

In den Jahren 1949 und 1950 kam es immer öfter vor, daß das Hauptbüro der Reuter-Agentur in London einen Druck auf mich ausübte und verlangte, ich solle mehr „zweckgerichtet“ Nachrichten aus Berlin durchgeben. Wenn ich wahrheitsgemäß über die günstige wirtschaftliche Entwicklung der DDR berichtete oder auf die Gefahren hinwies, die der wiedererstehende westdeutsche Militarismus mit sich brachte, starben diese Artikel im Londoner Büro und wurden nicht an die Zeitungen weitergegeben.

Im Mai 1950 erhielt ich vom Direktor der Reuter-Agentur einen Brief, der sowohl Versprechungen als auch eine versteckte Drohung enthielt: „Vor Ihnen liegt eine glänzende Karriere, wenn Sie sich in Zukunft um eine mehr objektive Berichterstattung bemühen.“ Ich brauche wohl nicht zu erläutern, was er unter „objektiv“ verstand.

So war es mir unmöglich, künftig noch für eine westliche Nachrichtenagentur zu arbeiten, wo ich – ob ich wollte oder nicht – ein Rädchen war in der Propagandamaschine für den kalten

Krieg, der infolge der Pläne zur Neubildung der Wehrmacht in ein besonders gefährliches Stadium eintrat.

Seit diesem Tage bin ich in der DDR, und leider sind meine damaligen Voraussagen bittere Wahrheit geworden. Manche Kollegen haben mir später erzählt, daß sie 1950 gedacht hätten, ich sei übergeschnappt, als ich damals den westdeutschen Militarismus als eine Gefahr für den Frieden brandmarkte. Sie glaubten nicht daran, daß die DDR, die zu jener Zeit große wirtschaftliche Schwierigkeiten hatte, jemals ein blühender Staat werden und eine wichtige Rolle im politischen Leben Europas und der Welt spielen würde.

So zog mich auch ein mir seit Jahren bekannter amerikanischer Rundfunkreporter nach der Pressekonferenz auf die Seite und fragte: „Nun sei mal ehrlich, weshalb bist du abgehauen? Ist eine Frau im Spiel? Oder geht's um Geld?“

Inzwischen hat die ganze Welt begriffen, welche Konsequenzen die Wiederbewaffnung Westdeutschlands unter der Führung der Nazi-Generale, der alten Industrieherrn und der alten Politiker gehabt hat.

Es gibt da eine berühmte Erzählung, die die britische Schriftstellerin Mary Shelley vor 150 Jahren verfaßt hat:

Ein gewisser Dr. Frankenstein konstruiert ein Ungeheuer, das ihm als Sklave aufwartet. Dr. Frankenstein verliert die Kontrolle über den Roboter, und dieser tötet den Doktor und alle seine Familienangehörigen.

Manche westlichen Politiker haben das unangenehme Gefühl, daß sie sich mit der Aufstellung der westdeutschen Wehrmacht gewissermaßen selbst ein „Frankenstein-Ungeheuer“ geschaffen haben. Sie wollten das wiederbewaffnete Westdeutschland als eine gehorsame Puppe benutzen, die getreulich die Befehle ihrer Schöpfer ausführt. Jetzt haben sie entdeckt, daß dieses Ungeheuer seinen eigenen Willen besitzt: Als stärkste Streitmacht im westlichen Europa fordert es nunmehr Atomwaffen, und sein letzter Plan, einen Minengürtel entlang der Grenze zur DDR zu legen, soll die Welt sobald es ihm paßt, in einen Krieg stürzen.

Alte Kollegen der britischen oder amerikanischen Presse fragen mich manchmal, ob ich meinen Übertritt in die DDR nicht schon bereut hätte.

Kurz nach meiner Pressekonferenz im Jahre 1950 begründete ich meinen Entschluß auch vor Arbeitern in Frankfurt an der Oder. Damals lag das in einem zurückgebliebenen Bezirk. Heute arbeitet dort ein modernes Halbleiterwerk, und südlich von Frankfurt konnte ich jetzt, wo 1950 nur Heide und Wald zu Hause war, ein großes Hüttenwerk sehen. Ich kann mich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß jetzt in einem Teil des Landes, von dem zwei Weltkriege ausgingen, ein neues und besseres Deutschland, ohne Militarismus und frei von kapitalistischer Ausbeutung, aufgebaut wird. So kann ich jedem nur erzählen, daß ich meinen Entschluß nie bereut habe.

John Peet

KLAUS WEIDT

Das Seilquadrat ist ihre Arena



Zwischen Euphrat und Tigris fand man ein ungewöhnliches Relief, dessen Alter auf 4800 Jahre geschätzt wurde. Es stellt zwei Männer dar, die sich in einer für den Boxsport typischen Haltung gegenüberstehen. Dieser historische Fund zählt heute zu den Kostbarkeiten eines britischen Museums.

Im Klubraum der Berliner ASK-Boxer bewundert jeder Besucher eine hölzerne Skulptur, auf der sich zwei Faustkämpfer in einer ähnlichen Stellung begegnen. Sie stammt zwar nicht aus dem Altertum, erinnert die Mannschaft jedoch an ihre eigenen Gründerjahre. Daß die Plastik zu den wertvollsten Andenken der Armeesportler gehört, zeigt schon die Tatsache, daß kein anderer Pokal oder Wimpel das Strausberger Klubzimmer ziert. Die „alten Hasen“ Kurt Milleck, Karl-Heinz Schulz, Siegfried und Herbert Olesch denken gern an ihren ersten internationalen Start zurück. Er war in der Tschechoslowakei, bei Spartak Prag. Zweimal kletterten sie damals gegen die kampfstarke tschechoslowakische Staffel in den Ring, einmal in Brno, das andere Mal in Komarno. Zweimal verließen sie das Seilquadrat als Sieger. Delegationsleiter Karl-Heinz Wehr wurde daraufhin mit der Ehrennadel der „Spartakianer“ ausgezeichnet. In Komarno feierte sie eine Zigeunerkapelle, und als erste Trophäe brachten sie eben jene Skulptur mit nach Hause.



Wer einmal in den Annalen des Boxsports blättert, wird die älteste schriftliche Überlieferung bei Homer finden. Der griechische Dichter schildert in der „Ilias“ Faustkämpfe, die zu Ehren in der Schlacht um Troja gefallener Soldaten stattfanden.

Wen die Vorgeschichte der ASK-Boxer interessiert, der muß sich mit den Aufzeichnungen des heutigen Vizepräsidenten unseres Box-Verbandes, Major Karl-Heinz Wehr, befassen. Seine Notizen erzählen von einer Dessauer Polizei-Dienststelle des Jahres 1949. Sportbegeisterte Volkspolizisten griffen die Anregung ihres damaligen Sportsekretärs Wehr auf und hoben eine Box-Sektion aus der Taufe. Bald versammelten sich hier die besten VP-Faustkämpfer des Landes Sachsen-Anhalt. Später wurden sie nach Leipzig versetzt, noch später nach Döbeln.

Die ersten Meisterschaften der bewaffneten Kräfte wurden schon zu einem Treffpunkt recht bekannter Namen: Krause, Brien, Zielke, Wollner... Zahlreiche Boxstützpunkte entstanden in der Folgezeit – in Leipzig, Neubrandenburg, Cottbus. Die Besten dieser Mannschaften reisten 1956 nach Strausberg. Dort wurde am 15. November die Sektion Boxen des ASK Vorwärts

Berlin gegründet. Die Trainer Heinz Borowski und Otto Sachse übernahmen das Regiment. Und wer waren die Boxpioniere der ersten Stunde? Ihre Namen sollen unvergessen bleiben: Halbschwergewichtler Hans Roback – heute Sportlehrer in Cottbus, Herbert Zielke – heute betreut er den Nachwuchs in einer Schweriner Armeesportgemeinschaft. Vier wuchsen in Bernburg auf, ehe sie die Uniform anzogen und 1956 beim ASK aufgenommen wurden: Karl-Heinz Schulz, Kurt Milleck und die Gebrüder Olesch. Herbert Olesch ist inzwischen Mitarbeiter im Ministerium für Nationale Verteidigung geworden, Karl-Heinz Schulz übernimmt das Training der ASK-Jugend. Nicht vergessen wollen wir auch Herbert Brien (jetzt Trainer bei Dynamo Berlin), Siegfried Rumpel (Sportoffizier in Leipzig), Siegfried Kleimenhagen (Stellvertreter des Rostocker ASK-Leiters), Detlev Büchenschuß, Ulli Krause und viele andere.



688 vor unserer Zeitrechnung wurde der Faustkampf in das Programm der Olympischen Spiele aufgenommen. 2648 Jahre darauf kämpfte sich ein Berliner Zweikämpfer namens Günter Siegmund unter die letzten Vier des olympischen Schwergewichtsturniers im altherwürdigen Pa-



Läßt sich nicht nur betreuen, sondern betreut auch selbst (den ASK-Nachwuchs): Karl-Heinz Schulz.

lazzo dello Sport zu Rom. Er imponierte mit seiner gestochenen Linken und beidarmig geschlagenen Haken. Er hatte erst 58 Kämpfe im Startbuch und zeigte trotzdem keinen Respekt vor großen Namen. Erst eine knappe Niederlage gegen „K.o.-Bekker“ aus Südafrika beendete seine Siegesserie. Doch der Armeeboxer aus der DDR hatte bereits die Bronzemedaille in der Tasche. Daß er als einziger deutscher Boxer der

Ankleiden zum Sparring.



Zu Besuch bei den Panzersoldaten wenige Tage nach dem 13. August 1961.





Holzfüllen
als Konditionstraining.

XVII. Olympischen Sommerspiele eine Medaille erhielt, machte ihn über Nacht noch populärer. Es ist nicht uninteressant zu wissen, daß Günter Siegmund bei den Armeemeisterschaften 1957 entdeckt wurde. Bis zu jenem Zeitpunkt versah er seinen Dienst in einer Schweriner Einheit, wo er mit dem Boxkampf in Berührung gekommen war. Leider blieben in den nächsten Jahren weitere solcher Entdeckungen aus. Man ließ die Armeemeisterschaften nämlich fünf Jahre lang „ausfallen“, und mit der Nachwuchsarbeit des ASK ist es auch nicht gerade zum Besten bestellt...

Leutnant Siegmund geriet unverschuldet in einen Motorradunfall. Beide Sehnen am linken Fuß wurden ihm zerrissen, und lange Zeit quälte er sich damit. Er hatte bei den nächsten Olympischen Spielen in Hauptmann Schulz einen würdigen Nachfolger. Wir erinnern uns noch gut der olympischen Federgewichtskämpfe von Tokio.

„Schulle“ besiegt Warnige (Kenia) und Tin (Burma) nach Punkten und scheiterte erst im Halbfinale am späteren Olympiasieger Stepaschkin aus der Sowjetunion. Er griff zu übereilt an („Schließlich winkte Gold!“) und wurde in der 2. Runde ausgezählt – K.o. Die bronzene Olympiamedaille aber, errungen unter den 32 besten Federgewichtlern aller Kontinente, bedeutete für ihn und unsere Republik einen großartigen Erfolg. Sie war die 42. Bronze- und 80. Medaille überhaupt, die für den ASK Berlin bei Meisterschaften erkämpft wurde!

Wenige Wochen nach Tokio ließ ein General mit Karl-Heinz Schulz, Trainer Kernberger und DBV-Vizepräsident Wehr die Weingläser klingen, der nicht wenig Anteil an der guten Entwicklung unserer Boxmannschaft hat: Generalleutnant Riedel. Seit 1958 ist er Sektionsleiter der ASK-Faustkämpfer, und seit diesem Zeitpunkt kommen

GOLD – SILBER – BRONZE (Deutsche Meisterschaften)

1956

Silber: Milleck (FI), Schulz (Fe), Krause (HS). Bronze: Weidner (L).

1957

Gold: Milleck (FI), Schulz (Fe), Roback (HS). Silber: Büchsenschuß (HM). Bronze: H. Olesch (L), Siegmund (S).

1958

Gold: Büchsenschuß (HM). Bronze: Suetovius (M).

1959

Gold: Schulz (Fe), Silber: Milleck (FI). Bronze: Leske (Fe), Luckau (HW), Suetovius (M), Kieper und Siegmund (S).

1960

Gold: Milleck (FI), Schulz (Fe), Siegmund (S). Silber: Wulf (W). Bronze: Grunenberg (HS).

1961

Gold: H. Olesch (L), Siegmund (S). Silber: Schulz (Fe). Bronze: Wulf (W), Ledwig (W), Milleck (FI).

1962

Gold: Fielitz (FI), Schulz (Fe). Silber: Martsch (L). Bronze: Ledwig (W), Koch und S. Olesch (HM), Liebmann und Grunenberg (HS), Heuer (S).

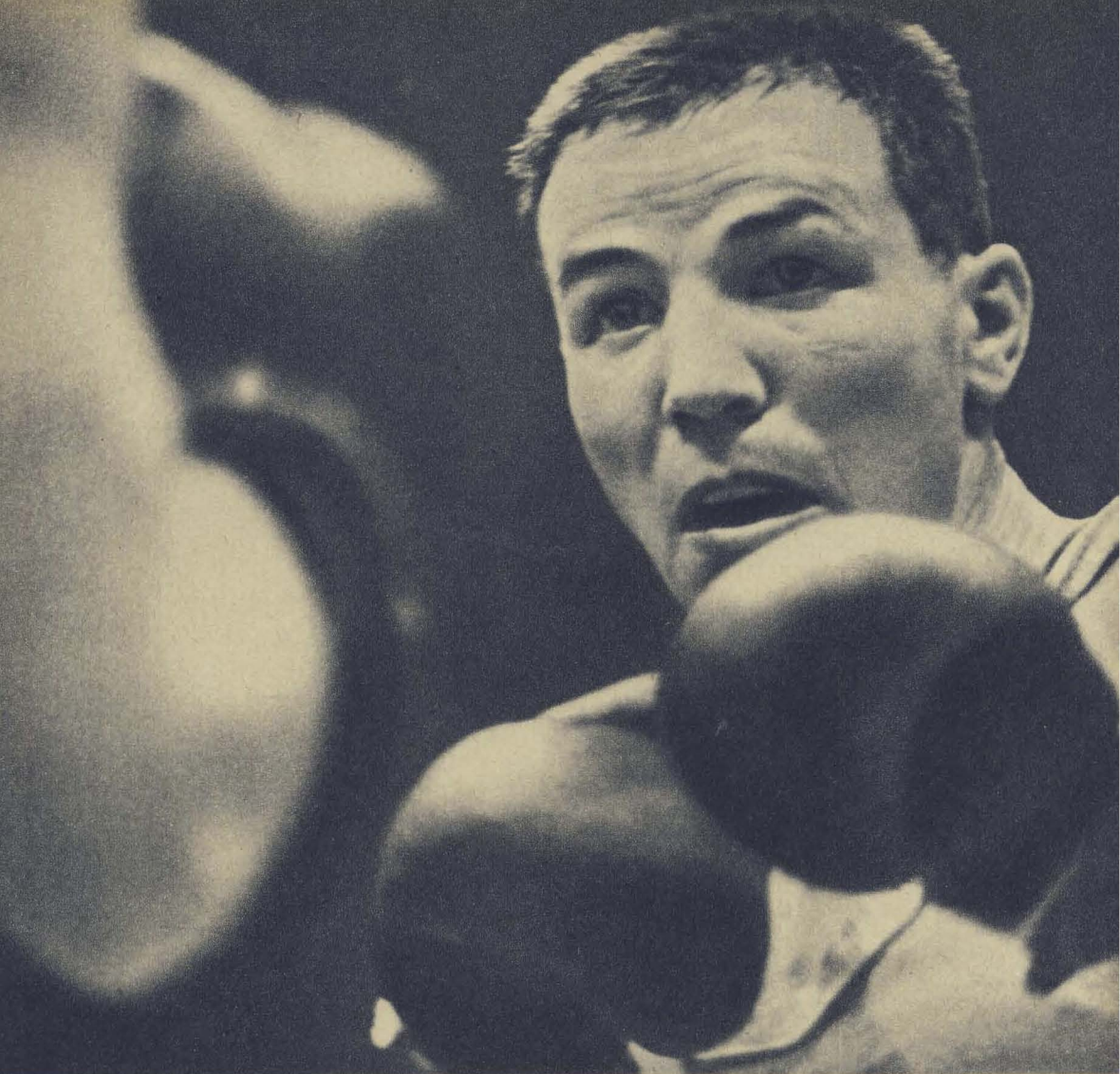
1963

Gold: S. Olesch (HM). Silber: Milleck (FI). Bronze: Schulz (Fe), Ledwig (HW), Siegmund (S).

1964

Bronze: Fielitz (B).

(FI = Fliegengewicht, B = Bantamgewicht, Fe = Federgewicht, L = Leichtgewicht, HW = Halbweltergewicht, W = Weltergewicht, HM = Halbmittelgewicht, M = Mittelgewicht, HS = Halbschwergewicht, S = Schwergewicht.)



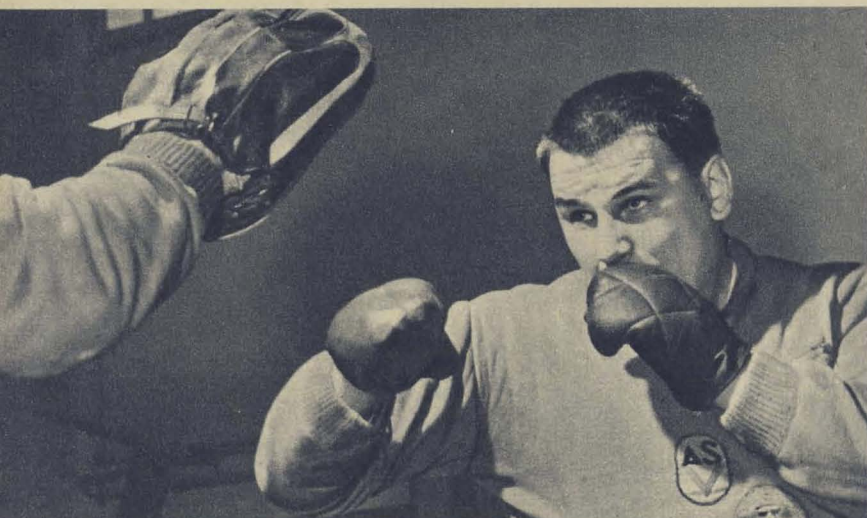
Auge in Auge mit dem Gegner: Siegfried Olesch.

seine Schützlinge mit allen Problemen und Sorgen zu ihm. Daß er kaum einen Boxvergleich versäumt, wenn es seine Zeit zuläßt, muß eigentlich kaum noch besonders betont werden; er hält es für selbstverständlich. Das Organisationskomitee „Europameisterschaft“ hatte darüber hinaus eine wertvolle Stütze in ihm.



Im alten Griechenland übten Athleten die Kunst des Faustkampfes, indem sie von Stadt zu Stadt zogen und Schauveranstaltungen austrugen. Die Boxer unserer Volksarmee ziehen heute auch oft

von Ort zu Ort. Doch es sind keine Schau-geschäfte, sondern faire freundschaftliche Begegnungen, die sie suchen. Besonders gern erinnern sie sich der SKDA-Meisterschaften, die sie mit den besten Sportlern der befreundeten Armeen zusammenführen. Als „Kleine EM“ bezeichnen Experten diese Turniere, und ganz zu Recht: Denn zahlreiche Olympioniken und Europameisterschaftsteilnehmer treffen hier aufeinander. Als Weltergewichtler Wulf in Bulgarien den Liebling des Landes, Mizeff, schlug und die Goldmedaille erhielt, glich das einer Sensation. Alle wollten ihn sehen, und als unsere Genossen in Gara Kritschin die Obstkonserverfabrik besuchten, drängte sich eine Brigadierin durch die Menge und überreichte ihm als Erinnerung – eine große Büchse Erdbeerkonfitüre. Ein Jahr



Wieder voll da:
Günter Siegmund.

später, 1962 in Prag, schien die Verteidigung des zweiten Platzes in der Mannschaftswertung fast unmöglich. Da rissen Milleck, Schulz und Olesch durch ihre Siege den erhofften Erfolg noch aus dem Feuer. Die Zeitungen schrieben vom „unbändigen Siegeswillen der DDR-Boxer“.



Um noch ein letztes Mal in die Geschichte zurückzublenden: Im mittelalterlichen England wurde der Boxsport in Heer und Marine als obligatorisch eingeführt. Wir kennen heute die Militärische Körperertüchtigung mit Elementen

dieses Zweikampfes und zahlreiche Boxsportsektionen in den Einheiten. Doch wird für diese Kampfsportart oft noch viel zu wenig getan. Im vorigen Jahr erlebten wir die Wiedergeburt der Armeemeisterschaften. Wie wertvoll sie waren, zeigte allein die Tatsache, daß mit K. Schulz, Welfing, Vielhauer und Schulze vier Soldaten für die ASK-Mannschaft gewonnen werden konnten. Überhaupt – junge Talente machen jetzt von sich reden. Sie wollen mit ihrem Elan und einem gesunden Ehrgeiz die Verdienste der „Alten“ fortführen. Wer die Sichtungsturniere vor der Europameisterschaft verfolgte, dem wird das Herz im Leibe gelacht haben. Und diese jungen Streiter wie Peter Fambach, Wolfgang Vielhauer, Gerhard Eistel, Detlev Dahn oder Jochen Döll sollten wir uns für die Zukunft merken.

GOLD – SILBER – BRONZE (Internationale Meisterschaften)

1957

Europameisterschaft in Prag: Milleck (FI) ausgeschieden im Vorkampf.

1958

I. Sommerspartakade der befreundeten Armeen in Leipzig. Gold: Milleck (FI), Büchsen schuß (HM). Silber: Schulz (Fe). Bronze: S. Olesch (HM), Suetovius (M), Siegmund (S).

1959

Europameisterschaften in Luxemburg: Milleck (FI) und Siegmund (S) ausgeschieden im Achtelfinale.

1960

Olympische Spiele in Rom. Bronze: Siegmund (S).

1961

SKDA-Meisterschaften in Plowdiv. Gold: Wulf (W). Silber: Schulz (Fe), Martich (L), Ledwig (W), S. Olesch (HM), Büchsen schuß (M). Bronze: Milleck (FI).

Europameisterschaften in Belgrad. Bronze: Schulz (Fe), Siegmund (S). H. Olesch (L) ausgeschieden im Viertelfinale.

1962

SKDA-Meisterschaften in Prag.

Gold: Milleck (FI), Schulz (Fe), S. Olesch (HM). Bronze: H. Olesch (L), Wulf (W), Siegmund (S).

1963

Europameisterschaften in Moskau: Bronze: S. Olesch (HM), Schulz (Fe) ausgeschieden im Achtelfinale.

SKDA-Meisterschaften in Lodz. Silber: Liebmann (HS). Bronze: Fielitz und Milleck (FI), Schulz (Fe), Heuer (S).

1964

Olympische Spiele in Tokio. Bronze: Schulz (Fe).

Die Waffengeschäfte des Herrn von Gaché

Ende April 1915 setzt der norwegische Dampfer „Christianford“ neben anderen Passagieren einen Schweizer Bürger namens Emil von Gaché im Hafen von New York ab. Herr von Gaché begibt sich ins Innere der Millionenstadt. Er läßt sich Zeit. Er nimmt Quartier in einem großen, eleganten Hotel, wo er sich als Schweizer Kaufmann einträgt, treibt sich einige Tage lang in der Stadt herum, um zu erkunden, ob Gesichter in seiner Nähe wiederholt auftauchen, und verschwindet erst, als er sicher ist, von niemandem beobachtet zu werden, im Eingang zur deutschen Gesandtschaft.

Der deutsche Militärattaché Herr von Papen ist entzückt über die Ankunft dieses Gastes.

„Wir haben hier besondere Schwierigkeiten“, versucht er ihn aufzuklären. „Die amerikanische Regierung, die so auf ihre Neutralität pocht, verkauft unaufhörlich Waffen und Munition an unsere Feinde. Wir haben schon bei Präsident Wilson protestiert. Die Antwort, die wir bekamen, klingt wie Hohn: Es handle sich um Geschäftsabschlüsse privater Firmen, und die amerikanische Regierung hätte nichts dagegen, wenn deutsche Firmen ähnliche Abschlüsse tätigen. Solche Abschlüsse haben aber für uns keinen Wert, da wir die Ware nicht über den Atlantischen Ozean bringen können. Sie sehen ja, Sie mußten einen norwegischen Passagierdampfer nehmen, um nach New York zu kommen. Was können wir tun?“

„Deshalb bin ich hier“, sagt Herr von Gaché. „Mein Auftrag lautet, mit aller Energie diese Waffenlieferungen an die Entente zu verhindern, und ich bin entschlossen, alles zu tun, was in meiner Macht steht.“

„Apropos Macht“, bemerkt lächelnd Herr von Papen, „Macht ist Geld, besonders hier in Amerika. Wenn Sie Geld haben, haben Sie Macht. Was bringen Sie in dieser Richtung mit?“

Herr von Gaché zieht ein Papier aus seiner Brieftasche und legt es mit großer Geste auf den Tisch: ein Scheck über eine halbe Million Dollar, ausgeschrieben auf den Namen „Emil von Gaché“.

„Wessen Konto ist das?“ fragt von Papen.

„Das Konto der Mercedes-Benz-Werke in New York. Die Summe wird drüben der Zentrale in Goldmark zurückgegeben.“

„Ich bin aber nicht ganz einverstanden. Wollen Sie als Schweizer Bürger derartig hohe Summen von einem deutschen Konto abheben? Sie würden sich sofort verdächtig machen. Ich lasse Ihnen einen neuen Scheck schreiben, und zwar auf Ihren wirklichen Namen, das fällt nicht so

Spionageerzählung
von J. C. Schwarz

auf. Sie haben doch hoffentlich auch Ihren deutschen Paß mitgebracht, um sich bei der Bank zu legitimieren?“

Es geschieht so, wie von Papen vorschlägt. Die einzige Stelle in New York, die Gachés wirklichen Namen erfährt, ist die National Bank in der Fifth Avenue.

Drei Wochen später beginnen seltsame Explosionen und Brände auf Schiffen, die Munition oder Waffen für England und Frankreich an Bord haben. Der erste Brand ereignet sich im Hafen von New York, später spielen sich diese Ereignisse auf hoher See ab, und die Nachrichten darüber gelangen mit Verspätung in die New Yorker Presse.

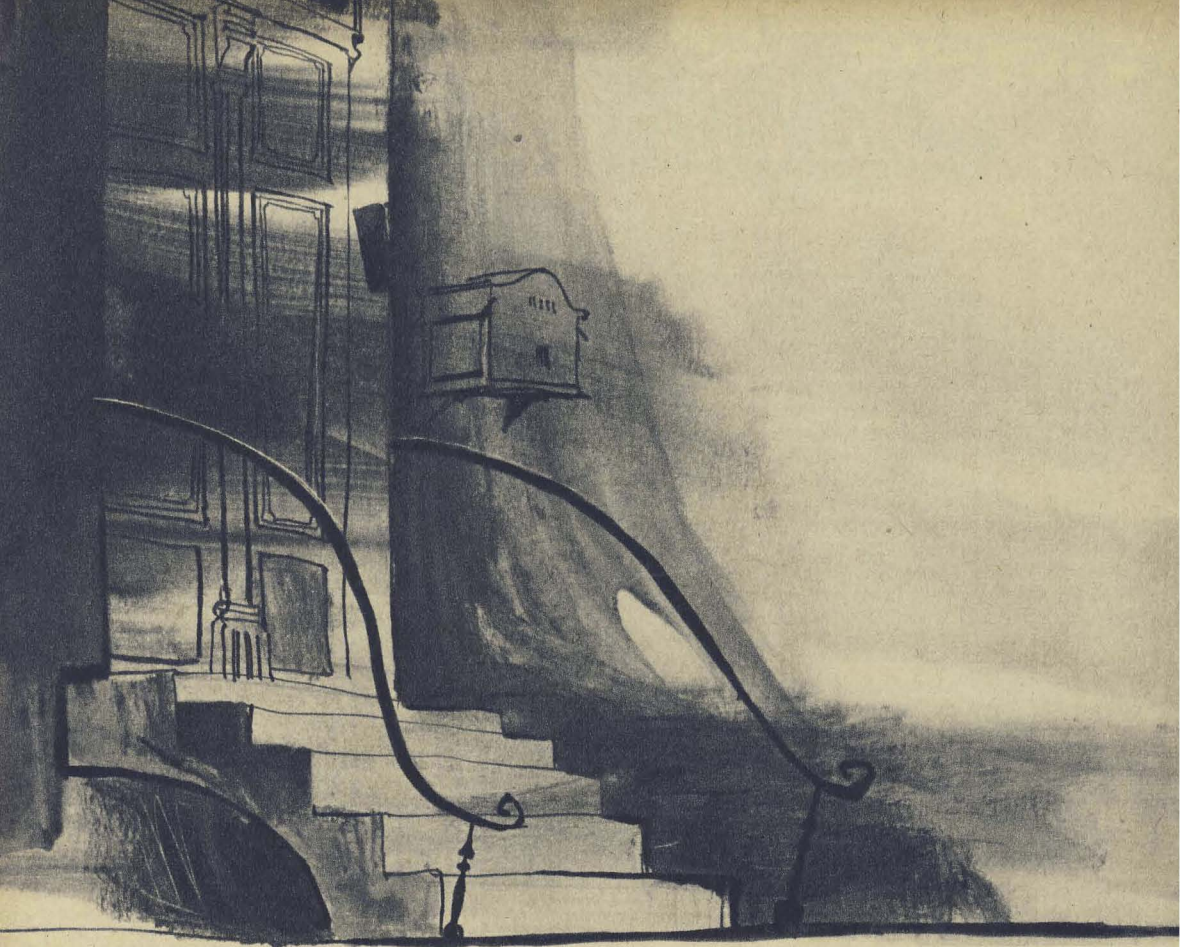
Eines Tages klingelt das Telefon in der Lokalredaktion der „New York Times“. Eine verstellte Männerstimme sagt:

„Ich verkaufe Ihnen für 500 Dollar eine Nachricht über den Dampfer ‚Phoebus‘, der sich zur Zeit auf hoher See befindet. Kommen Sie sofort nach Manhattan, 435 Madison Square, und stecken Sie den Briefumschlag mit Geld in den einzigen unbeschrifteten Briefkasten im Hausingang. Ich gebe Ihnen 10 Minuten später die Nachricht durch.“

Der Redakteur ist erstaunt, faßt sich aber schnell.

„Warum so geheimnisvoll? Sagen Sie Ihren Namen und Ihre Adresse, und geben Sie uns die Nachricht, und das Geld geht sofort postalisch an Sie ab.“

„Ich wiederhole mein Angebot“, sagt der Femde und wiederholt wörtlich seine Gesprächseröffnung. Dann fügt er hinzu, mit derselben ver-



stellten Stimme: „Wenn Sie kein Interesse dafür haben, verkaufe ich die Nachricht an eine andere Tageszeitung.“ Und legt auf.

Was soll man tun? Man fährt nach Manhattan, sucht das angegebene Haus, findet den unbeschrifteten Briefkasten und steckt einen Umschlag mit 500 Dollar hinein. FBI-Leute beobachten das Haus. Aber das Geld wird nicht abgeholt und am nächsten Morgen von Polizisten in die Redaktion zurückgebracht. Um diese Zeit weiß New York bereits, von den Tageszeitungen unterrichtet: Der Dampfer „Phoebus“, der Munition für England transportierte, fing auf hoher See Feuer und wurde von dem englischen Kreuzer „Ajax“ nach Liverpool abgeschleppt. Über die Zahl der Toten und Verwundeten und den Zustand der transportierten Ware schweigen die Nachrichten.

Wenige Tage später derselbe Anruf in der Lokalredaktion der „New York Times“. Dieselbe Stimme. Diesmal wird ein anderer Briefkasten in einem anderen Stadtteil angegeben. Wieder fährt man hin, nach Benachrichtigung des FBI. Und wieder ist das Ergebnis das gleiche: Das Geld wird nicht abgeholt, wahrscheinlich beneh-

men sich die Herren des FBI zu auffällig. Am nächsten Tag erfährt man, daß der Dampfer, von dem der anonyme Anrufer sprach, auf hoher See explodiert ist.

Die Sache wird brenzlich. Es ist zu erwarten, daß in einiger Zeit kein Seemann mehr auf einem Schiff zu arbeiten bereit sein wird, das Waffen oder Munition nach England oder Frankreich führt. Die Polizei ist der Meinung, daß ein Mitglied der Bande aus seinen Kenntnissen Nachrichtenhonorar herauszuschlagen versucht, wahrscheinlich ohne Wissen des Bandenchefs. Deshalb wird Großalarm gegeben für den Fall, daß sich der Anruf in der Lokalredaktion der „New York Times“ zum dritten Mal wiederholt.

Eine Woche später ist der geheimnisvolle Anrufer wieder am Telefon. Man versucht, ihn aufzuhalten, man fragt ihn, warum er zweimal das Geld für seine Nachrichten verschmähte und bekommt die Antwort: „Lassen Sie die Polizei aus dem Spiel.“

Aber die Polizei rast bereits zu der Telefonzelle, aus der der Anruf kommt, und sieht gerade noch hinter einer belebten Straßenecke einen Mann verschwinden, von dem sie glaubt,



er habe soeben in höchster Eile die Telefonzelle verlassen.

Sie verfolgen ihn. Ein Beamter in Zivil wird vor das Haus gestellt, in dem er verschwindet. Man erfährt: Es ist ein Hafenarbeiter, der Zutritt zur Rampe „Schwarzer Tom“ hat, das ist eine Rampe am Hauptverladungskai für Munitionstransporte.

Es wird beschlossen, unauffällig auf seiner Spur zu bleiben. Dann kommt der Abend, an dem ein Beamter aus der „City“-Nachtkabine in Manhattan mit der Zentrale telefoniert:

„Schicken Sie noch ein paar Leute her, aber in bestem Gesellschafts-Dreß. Er sitzt mit drei anderen an einem Tisch.“

So stoßen vier elegant gekleidete FBI-Leute zu dem einen weniger elegant gekleideten und besetzen in der „City“-Nachtkabine einen Tisch, von dem aus sie den Tisch beobachten können, an dem der Hafenarbeiter mit drei anderen Herren sitzt.

Spät in der Nacht brechen die Beobachteten auf und werden von den Beobachtern verfolgt, was nicht ganz einfach ist, da zwei der Verdächtigen ein Taxi nehmen.

Doch bis zum nächsten Morgen ist die Identität der Barbesucher festgestellt: Der eine ist der Obmann der Hafenarbeitergewerkschaft, ein ehemaliger Deutscher, der andere ist ein gewisser Dr. Scheele, ein Chemiker, ebenfalls deutscher Herkunft, und der dritte ist der Schweizer Kaufmann Emil von Gaché, der seit etwa 2 Monaten in einem vornehmen New Yorker Hotel wohnt.

Soll man zugreifen? Aber es fehlt an Beweisen. Eine Haussuchung bei Dr. Scheele würde vielleicht einiges zutage fördern. Aber der Richter wird den Haussuchungsbefehl nicht unterschreiben, da amerikanische Interessen durch die Schiffsexplosionen nicht berührt werden. Eshandelt sich durchweg um Schiffe neutraler Länder Europas, um in New York bezahlte Waren, die nicht mehr Amerikanern gehören, um Seeleute, die keine Amerikaner sind.

Im Hauptquartier des FBI wird beschlossen, die bisherigen Ergebnisse dem Vertreter des befreundeten englischen Geheimdienstes mitzuteilen. Unmittelbar berührt werden englische und französische Interessen. Die USA sind noch nicht im Krieg.

Immerhin bleibt Herr von Gaché eine interessante Persönlichkeit.

Auffallend oft besucht von Gaché den mexikanischen Exil-Präsidenten Huerta, der sich zur Zeit in New York aufhält und in seinem Hotel-Appartement von amerikanischen Geheimpolizisten bewacht wird, weil seine politischen Gegner geschworen haben, ihn umzubringen. Hätten die Geheimpolizisten eine Abhöranlage in Huertas Zimmer eingebaut, sie wären erstaunt gewesen, welche Geschäfte Herr von Gaché mit ihrem Schützling zu besprechen hat.

„Exzellenz“, sagt Gaché, „zum Beweis der Aufrichtigkeit meiner Absichten habe ich Ihnen einen Scheck über 10 000 Dollar mitgebracht, bitte, bedienen Sie sich, zu Ihrer persönlichen Verwendung.“ Und er legt den Scheck auf den Tisch.

Huerta greift lächelnd den Scheck auf, betrachtet ihn, läßt ihn ins Schubfach des Schreibtisches gleiten, an dem er sitzt.

„An der Ehrlichkeit Ihrer Absichten hätte ich nie zu zweifeln gewagt.“

„Sehr geschmeichelt. Ich wiederhole also nochmal unsere Abmachungen: Sie kehren heimlich nach Mexiko zurück und organisieren einen Staatsstreich, den wir mit allen Mitteln unterstützen. Ziel: Übernahme der Macht. Sie erhalten von uns Waffen, Geld, wenn nötig, Leute mit Spezialausbildung. Bedingung: Sie besetzen das Gebiet nördlich des Rio Grande und gliedern es wieder Mexiko an, was natürlich Krieg mit den USA bedeutet. Wir sind an diesem Krieg interessiert.“ Wie ein Dozent leiert Herr von Gaché sein Referat herunter.

„Wir können in den USA Waffen und Munition kaufen, aber wir kommen nicht über den Atlantischen Ozean damit. Verstehen Sie? England und Frankreich dagegen bringen ihre Waffen fast ungestört von Amerika nach Europa. Daraus folgt, daß wir Waffen an Amerika binden müs-

sen, um das Waffengeschäft mit England und Frankreich zu stören.“

Huerta lächelt.

„Sie haben noch andere Gründe.“

„War ich nicht deutlich genug? Indem wir amerikanische Waffen an Amerika binden, ziehen wir sie von Europa ab.“

„Weiter“, sagt Huerta. „Es gibt noch weitere Gründe.“

Herr von Gaché zögert. Dann gesteht er:

„Ja, es gibt noch einen allerletzten Grund, einen geheimen Grund. Nehmen Sie auch dieses Geständnis als Freundschaftsbeweis. Ich will es Ihnen offen sagen, aber es muß unser Geheimnis bleiben. Wir glauben in Berlin nicht an Wilsons Neutralität. Wir wollen Amerika Schwierigkeiten auf seinem eigenen Kontinent machen, damit es nicht auf den Gedanken kommt, sich in Europa einzumischen.“

Schweigen. Eine kleine Pause entsteht.

„Gut“, sagt Huerta und nickt nachdenklich mit dem Kopf, blickt vor sich hin. „Ich verstehe jetzt alles. Ich hatte es mir fast so gedacht. Kommen Sie morgen nachmittag zum Tee, ich lege Ihnen dann meinen Plan vor. Um vier Uhr? Ist es Ihnen recht?“

Am nächsten Tag um vier Uhr betritt Herr von Gaché das Hotel, in dem Huerta wohnt, da bemerkt er eine seltsame Unruhe. Es stehen im Empfangsraum Polizisten herum und zivile Leute mit ungewöhnlich ernsten Gesichtern.

„Was ist geschehen?“ fragt er.

„Der mexikanische Exil-Präsident wurde heute morgen vergiftet in seinem Zimmer aufgefunden“, antwortet der Empfangschef höflich.

„Ist er tot?“

„Ja, Sir, er ist tot.“

Zwei der ersten Leute, die im Empfangsraum herumstehen, werfen sich einen Blick zu, was zur Folge hat, daß einer unauffällig Herrn von Gaché nachgeht. Der begibt sich in die Fifth Avenue, zu seiner Bank. Er nimmt sein Scheckbuch aus der Tasche und sagt zu dem hübschen Fräulein am Schalter:

„Bitte, seien Sie so freundlich und notieren Sie, daß ich den Scheck Nr. AZ 207340 annulliere. Er darf nicht ausgezahlt werden. Er wurde mir entwendet. Geht das in Ordnung?“

„Das geht völlig in Ordnung. Sie können sich auf unsere Bank verlassen.“

Wenige Minuten später steht ein anderer Herr vor dem Generaldirektor der Bank und klappt das Kragenrevers seines Mantels um: FBI. Wieder eine halbe Stunde später erfährt er den Namen des Mannes, der seinen Scheck annullierte.

„Das war Herr von Rintelen.“

„Irren Sie sich nicht? War das nicht Herr von Gaché, ein Schweizer Kaufmann?“

„Wir kennen keinen Herrn von Gaché. Der Herr, mit dem ich soeben sprach, heißt von Rintelen.“

„Hat er ein eigenes Konto bei Ihnen, oder bezieht er Geld von einem fremden Konto?“

„Er eröffnete vor etwa 2 Monaten ein eigenes Konto mit einer halben Million Dollar, die aus dem Guthaben der Mercedes-Benz-Company auf sein Konto überschrieben wurde.“

„Danke für die Auskunft.“

Herr von Gaché, der inzwischen in sein Hotel zurückgekehrt ist, sitzt in seinem Zimmer und grübelt. Huerta ist also tot. Man wird bei ihm den Scheck finden und damit zur National Bank gehen. Die Bank hat nicht Rintelens Adresse, aber seinen Namen. Den deutschen Paß verbrennen? Aber dann kann er nie wieder Geld abheben. Warum hat Herr von Papen nicht dafür gesorgt, daß ein Zwischenmann das Geld für Rintelen abhebt? Warum verhöhnt ihn nicht die Polizei wegen der Ermordung Huertas? Der höfliche Empfangschef weiß, daß Herr von Gaché gestern nachmittag noch bei Huerta war. Es zieht sich etwas zusammen, die vielen Fragen, die ihn bestürmen, kann Rintelen nicht beantworten.

Da, jemand klopfte an die Tür des Hotelzimmers! Sicher die Polizei!

Aber es ist nur der Hotelboy.

Wenige Tage später atmet er erleichtert auf, als ihm an der Ecke der Fünften Avenue und Fünfundzwanzigsten Avenue der deutsche Marineattaché ein Telegramm aushändigt. Das Telegramm, an Herrn von Gaché gerichtet, ist chiffriert. Zwar ist es ein normaler Text, aber kein Mensch kann es entschlüsseln, der nicht den Geheimcode der deutschen Admiralität besitzt.

„Franz von Rintelen, Kapitän zur See. Sie werden zwecks persönlicher Berichterstattung bei der Regierung sofort nach Berlin zurückbeordert.“

Armer Rintelen! Er könnte jetzt abreisen, aber sie suchen den Mörder Huertas, und er wagt die Abreise nicht, da es ihn als mehrmaligem Besucher Huertas verdächtig machen würde. Schließlich, nach ein paar Wochen, wird er mutiger. Es gelingt ihm, als Schweizer Geschäftsmann auf dem holländischen Dampfer „Noordam“ der Hölle von New York zu entkommen und die freie Luft des Atlantischen Ozeans zu atmen. Da vertritt am Ende des Reiseidylls ein englischer Kreuzer der „Noordam“ den Weg und vertäut sich mit ihr längs des Steuerbords, und das nur, um den angeblichen Schweizer Passagier von Gaché zum Verlassen des holländischen und Besteigen des englischen Schiffsbodens zu zwingen. Die „Noordam“ setzt ihren Weg fort und der Kreuzer mit dem protestierenden „Schweizer Bürger“ ebenfalls, sie gleiten wieder auseinander, von Gaché wird nach London gebracht.

E

r wird äußerst höflich behandelt. Noch hofft er, daß es ihm gelingen wird, nach Berlin durchzukommen. Aber daraus wird nichts. Im Arbeitszimmer Sir Basil Thompsons, der damals Chef der „special branche“ bei Scotland Yard war, empfangen ihn außer Thompson noch die Admirale Hall und derselbe Herschel, der bisher Militärattaché in New York war und die Überwachung Rintelens englischerseits leitete.

„Kennen Sie einen gewissen Kapitän zur See von Rintelen?“ fragt Admiral Hall den Ankömmling.

Von Gaché tobt. Er verbiete sich jede Belästigung. Er sei Bürger der freien Schweiz. Er verlange, den Schweizer Gesandten in London zu

sprechen, da er sich keines gegen England gerichteten Verbrechens bewußt ist.

„Sie sind Deutscher“, sagt Sir Thompson seelenruhig. „Erklären Sie uns lieber, was Sie auf englischem Boden zu suchen haben.“

„Ich bin Schweizer“, brüllt von Gaché. „Ich befand mich nicht auf englischem, sondern auf holländischem Boden, als Sie mich gewaltsam auf englischen Boden verschleppten. Ich protestiere. Ich fordere nochmals, mir ein Zusammentreffen mit dem Schweizer Gesandten zu ermöglichen.“ „Wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind“, sagt Admiral Hall lebenswürdig, „dann werden Sie wohl nichts dagegen haben, daß wir Ihren Reisepaß hierbehalten und uns mit Bern in Verbindung setzen, denn der Paß wurde in Bern ausgestellt.“

Trotzig erklärt sich Rintelen einverstanden, trotz-
zig läßt er sich von einem Offizier, der ihn bewacht, ins Hotelzimmer bringen, wo er bis zur Klärung seiner Angelegenheit unter Hausarrest steht. Sich selbst überlassen im Hotelzimmer sieht er endlich ein, daß das Spiel aus ist, der Paß ist ja gefälscht, kein Mensch in Bern kennt einen Schweizer namens von Gaché.

Am nächsten Morgen verlangt Rintelen von seinem Wächter, zu Sir Hall geführt zu werden. „Ich gebe mich geschlagen“, sagt er zu dem Admiral. „Ich bin der Kapitän zur See Franz von Rintelen und bitte, mich als Kriegsgefangenen zu betrachten.“

Die Admirale Hall und Herschel lächeln. Sie bieten ihrem Gefangenen einen Stuhl an. Die nun folgende Unterhaltung hat Rintelen niemals vergessen.

Admiral Herschel bringt eine Flasche und drei

Gläser. „Darauf müssen wir anstoßen. Sie lieben doch Cocktails, Kapitän?“

„Woher wissen Sie das?“

„Noch von New York her. Erinnern Sie sich an die ‚City‘-Bar? Dr. Scheele war ein ganz patenter Mann, nur moralisch etwas zweifelhaft. Ein deutscher Aristokrat spötte sich mit so zweifelhaften Typen nicht einlassen, und wenn sie hundertmal Sprengbomben in Form von Preßkohlen herzustellen imstande sind.“

Rintelen erbleicht und wird noch bleicher, da er Admiral Hall sagen hört:

„Aufs Wohl, Kapitän! Eigentlich haben wir Sie schon vor vier Wochen erwartet. Warum sind Sie nicht gleich gekommen, als Sie das Telegramm aus Berlin erhielten?“

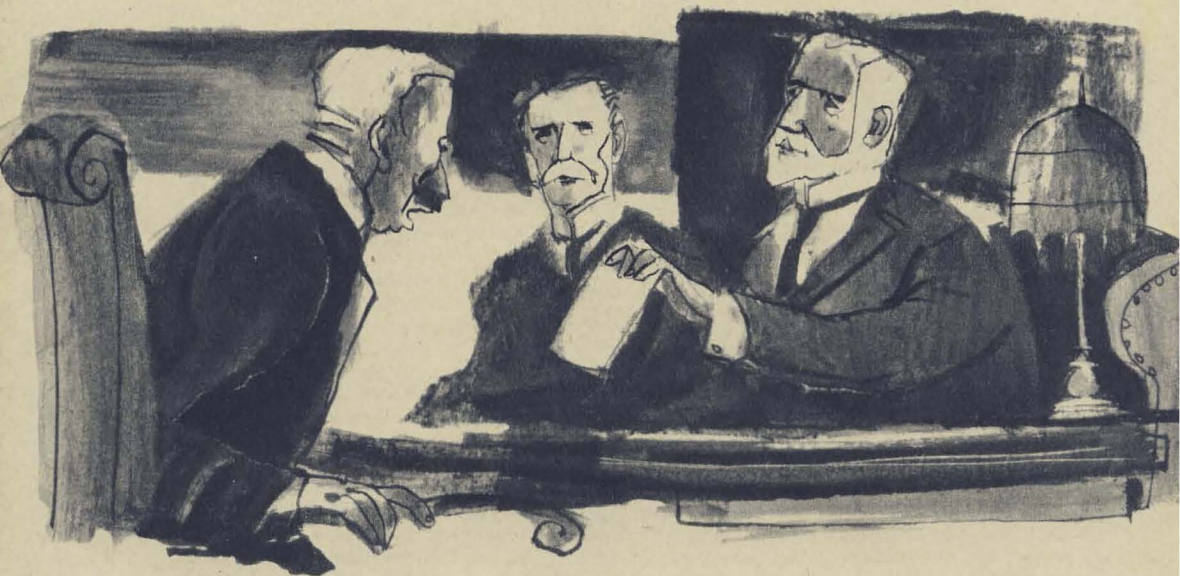
„Welches Telegramm? Wovon sprechen Sie?“

Dem entsetzten Rintelen zeigt Hall gemächlich lachend das chiffrierte Telegramm: Franz von Rintelen, Kapitän zur See. Sie werden zwecks persönlicher Berichterstattung bei der Regierung sofort nach Berlin zurückbeordert.“

Mit offenem Mund starrt Rintelen auf die beiden Engländer. Wenn er doch jetzt nach Berlin könnte, er hat eine wichtige Mitteilung zu machen, die die deutsche Flotte vor weiteren vernichtenden Schlägen bewahren könnte: Die Engländer besitzen den Chiffreschlüssel der deutschen Admiralität! Noch weiß er nicht, daß dieser Umstand viel zur Niederlage des Geschwaders Admirals von Spee bei den Falklandinseln beitrug, aber trotzdem klingt es ihm wie blutiger Hohn in den Ohren, als Sir Herschel sagt:

„Trinken Sie, Kapitän! Wir haben gut zusammengearbeitet. Ihr Aufenthalt auf englischem Boden ist uns viel angenehmer, als wir gestern anzudeuten wagten.“

Illustrationen: Karl Fischer





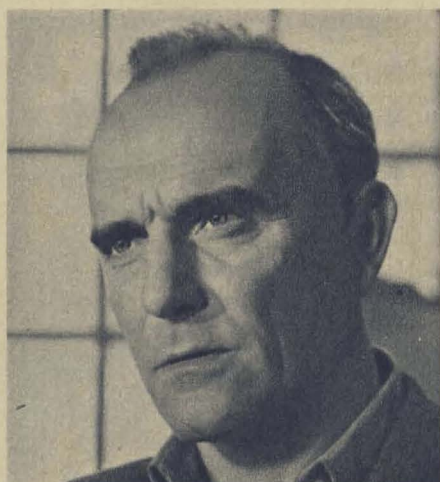
um 20. Jahrestag der Befreiung entsteht in Babelsberg ein Fernsehfilm unter dem Titel „Die andere Front“. Das Drehbuch schrieb Rudolf Böhm, Regie führt Hugo Herrmann, an der Kamera steht Karl Plintzner. In den Hauptrollen spielen: Eberhard Mellies – Heinz Barnack, Erich Mireck – Fritz Weimann, Zofia Slaboszowska – Wildtaube, Klaus Manchen – Rolf Weimann, Fred Kötteritzsch – Oberst Dörre, Hannjo Hasse – Major Reinfurt, Harald Hauser, Rudolf Ulrich, Elfriede Florin u. a.



Im Unterstand des Oberst Dörre. ►



Das ist Rolf Weimann. Als Deutschland Weimarer Republik war, wurde er geboren. Seine Erziehung konnte der Vater nicht bestimmen. Er war Kommunist, Antifaschist, Verfolgter! Rolf Weimann ging auf NS-Schulen, man lehrte ihn Nibelungentreue, man lehrte ihn, dem Führer zu gehorchen. Man machte ihn glauben, daß nur die „arische Herrenrasse“ zu herrschen bestimmt sei, daß Mord und Krieg Recht und Gesetz wären. Freiwillig nahm er Hitlers Waffenrock, freiwillig war er bereit, den Heldentod zu sterben, wenn fremdes Land erobert werden mußte: Bei einer Kesselschlacht lagen sich Vater und Sohn gegenüber. Von der anderen Seite mahnte der Vater: „Legt die Waffen nieder, Kameraden!“



Das ist Fritz Weimann. Er hat ehemals ein einfaches Arbeiterleben geführt. Aber dieses Leben hatte ihn frühzeitig sehend gemacht. Krieg, Wirtschaftskrise und Inflation waren für ihn keine gottgesandten Schicksalsschläge, sondern Auswirkungen einer Klassenherrschaft. Er hatte sich der Klasse angeschlossen, die gegen die Macht der Besitzenden für die Macht des Volkes eintrat. Deshalb mußte er auch aus Deutschland fliehen. Er wußte nicht, ob sein Sohn noch lebte, als er seine Landsleute zur Kapitulation aufforderte. Mit den Angehörigen des Nationalkomitees Freies Deutschland kämpfte er um die Rettung einer verlorenen Generation, die so wie sein Sohn in den Tod getrieben werden sollte.



Die heute zwanzig sind, für die ist der zweite Weltkrieg Geschichte. Nur annähernd können Bücher, Filme, Augenzeugen diese Zeit wiedergeben. Was die Überlebenden aber zeigen können und müssen, sind die historischen Lehren für die Gegenwart, sind die Erkenntnisse, die Kraft und der Mut derer, die um die Beendigung des Krieges, um die Enthauptung des Faschismus, mit allen Mitteln unter Einsatz ihres Lebens kämpften.

Der Fernsehfilm „Die andere Front“, für den Rudolf Böhm das Drehbuch schrieb, versucht das, in dem er jenen Frontkämpfern wider den Krieg wahrheitsgetreu und liebevoll gerecht wird. In den umfangreichen Stoff sind viele eigene Erlebnisse literarisch eingeflossen.

Der Film führt uns in ein Kampfgebiet auf russischer Erde. Die faschistische Armee, immer wieder zum Rückzug gezwungen, kann sich nur zeitweilig unter riesigen Opfern in ihren Stellungen halten. So geraten 4000 deutsche Soldaten in einen Kessel – und die sowjetischen

4000 im Kessel

Beim Gang durchs Moor rettet „Wildtaube“ einem sowjetischen Kind und einem deutschen Landser das Leben.





Im Unterstand des Kommandierenden Kusnezow.

Truppen sind zum Angriff bereit. Warum aber wird die Einnahme des Kessels hinausgezögert? Da ist der Unterstand des deutschen Oberst Dörre. Straff und forsch wirkt der Mann, und doch ist er schon angekränkt von der fatalen, ausweglosen Situation, die er bereits in Stalingrad kennengelernt hat. Daß er durchhält, dafür hat Reinfurt, ein Fallschirmjäger-Major mit besonderen Vollmachten, zu sorgen. Da sind aber auch Telefonisten und Adjutanten, die sich erinnern, daß sich ihr Oberst bei Stalingrad rechtzeitig absetzen konnte...

Zu den 4000 Landsern, die im Kessel liegen, gehört Rolf Weimann. Er ist überzeugt, daß ein Ausbruch gelingen wird, und er wäre sogar bereit auf den zu schießen, der die Stimme über dem Graben ernst nimmt.

Jenseits des Grabens ist die andere Front. Zu ihr gehört der ehemalige faschistische Offizier Heinz Barnack, jetzt Mitglied des Nationalkomitees Freies Deutschland. Oberst Dörre war Barnacks Regimentskommandeur. Barnack will an seinen früheren Vorgesetzten und dessen Soldaten per Lautsprecher einen Appell deutscher Generäle richten, in dem die Beendigung des Krieges und die Übergabe des Kessels gefordert wird. Er und der Kommunist Weimann entschließen sich aber den Gang durchs Moor

zu wagen, um das Leben von 4000 Menschen zu retten.

Von russischer Seite bekommen sie die Hilfe Nadjas, eines Bauernmädchens. Immer, wenn Dunkelheit über den deutschen Linien liegt, meldet sich Nadja mit ihrem Funkgerät und mit dem Kennwort „Wildtaube“, um ihre Landsleute von den Operationen des Gegners zu unterrichten.

Beschwerlich und gefährvoll ist der Gang durch den Sumpf. Und Grischa, ein sowjetischer Sergeant, opfert sein Leben. Aber wir wollen hier nicht den Inhalt des Films erzählen... Sprechen wir von Heinz Barnack, dem ehemaligen Offizier.

Im faschistischen Deutschland wurde seinesgleichen als Verräter und Fahnenflüchtiger gebrandmarkt. Die Familien einsichtig gewordener Offiziere warf man in Gefängnisse. Man sagte den „Kapitulanten“ nach, daß sie mit dem Eintritt ins Nationalkomitee nur ihre eigene Haut retten wollten.

Diese Lüge widerlegt der Filmautor überzeugend. Im Verlauf der Handlung begegnen wir jenen Männern, die oftmals nicht leichten Herzens zu Agitatoren wider den Krieg wurden. Der Fernsehfilm behandelt ähnliche Probleme, wie sie uns der Film „Gewissen in Aufruhr“

vermittelte. Mit geschichtlich wahrer, verbürgter Tatsächlichkeit zeigt er die Vertreter deutscher Offizierskreise, die, um die Nation zu retten und um der Humanität willen, den überholten Ehrenkodex aufgaben.

Wie ungeheuer kompliziert das war, offenbart sich in folgender Szene:

Bei einem Feuergefecht wird Barnacks Freund, der noch auf deutscher Seite kämpft, verwundet. Werner Holm, so heißt er, wird geborgen, und im Lazarett-Zelt auf sowjetischer Seite trifft er auf Barnack, der von Moskau hierher geflogen ist, um 4000 Landsleute vor dem Tod zu bewahren. Holm lehnt es ab, seine Stimme an die Kameraden im Kessel zu richten. Er ist Offizier und kein Verräter, wie er sagt. Für ihn steht Barnack auf der Seite des Gegners.

Holm stirbt. In den deutschen Gräben aber glaubt man, „die Russen hätten ihn verstümmelt, ihn bestialisch ermordet“. Diese abscheuliche Lüge wurde nicht zuletzt durch Rolf Weimann ausgestreut, der unter dem Druck des Majors Reinfurt zu jeglicher Art von Gefolgschaftstreue bereit ist. Und weil auch aus diesem Grunde die Lautsprecherpropaganda nicht mehr ausreicht, die Deutschen zur Rettung ihres Lebens zu veranlassen, entschließen sich Barnack und Rolf Weimanns Vater für den Gang durch die Fronten.

Sie wollen Dörre im persönlichen Gespräch zur Übergabe des Kessels bewegen...

Bei den Dreharbeiten lerne ich Herrn Lewerenz kennen, der den Filmschöpfern beratend zur Seite steht. Er gehörte selbst dem Nationalkomitee an, er hat selbst eines Tages die große Entscheidung fällen müssen. Das war bei Stalingrad, wo er als Kommandeur einer schweren Flakbatterie kämpfte. Zwei Tage vor Paulus kapitulierte er. Auch ihn hat man einen Verräter genannt, weil er sich, wie Rudolf Petershagen in Greifswald, für die Rettung von Menschenleben entschied...

Der Vorteil von Böhms Drehbuch ist die liebevolle Zeichnung von Details. Er verzichtet auf lange Dialoge, er läßt die Personen in einfacher Sprache ihre Erkenntnissé darlegen. So auch den Kommunisten Weimann, der als Frontbeauftragter des Nationalkomitees zum Verbündeten des ehemaligen faschistischen Offiziers Barnack wird.

Das Mädchen Wildtaube, die Kundschafterin der sowjetischen Seite, wirkt nicht heroisch; eher fraulich und mitunter sogar ängstlich. Doch umsichtig und abwägend erfüllt sie ihre Pflicht. Gleichermäßen realistisch ist die Rolle des Sergeanten Grischa angelegt, der sich erst langsam daran gewöhnen kann, daß ein Mann in faschistischer Uniform jetzt zu seinen Verbündeten gehören soll.

Ebensoviele Kenntnis der Situation spürt man bei der Zeichnung der deutschen Landser. Rolf Weimann wird dort mutig, wo er sich eingelernter Schlagwörter bedienen darf, die man ihm auf NS-Schulen beigebracht hat. Für Kowalski und Schröder, die Langgedienten, findet der Drehbuchautor Dialoge, die von der Frontmüdigkeit

zeugen, aber auch von der Furcht davor, bei Befehlsverweigerung dem faschistischen Terror ausgesetzt zu sein. Die sowjetischen Militärs werden keinesfalls als die Nachsichtig-Verzeihenden und Abwartenden dargestellt. In den Entscheidungen Kusnezows und in seinen Gesprächen mit den Angehörigen des Nationalkomitees paaren sich militärische Notwendigkeit und Wille zur Rettung der Eingeschlossenen.

So kann man hoffen, daß mit diesem Film Wahrheit aus einer Zeit vermittelt wird, da persönlicher Mut zur Entscheidung ein Kriterium wahrhaften Charakters war. Die heute zwanzig sind, danken ihr glückliches Leben auch den Barnacks, jenen Männern, die sich – aufgerüttelt durch sowjetische und deutsche Kommunisten – ihrer nationalen Verantwortung besannen.

Nössig

Wildtaube funkt ihren Landsleuten.





Neulich, im Monat Februar, ist mir ein Ding passiert, davon muß ich erzählen. Ich war in einem Regiment Soldaten, die auf den künftigen Grenzdienst vorbereitet werden. Was ich dort hörte, war viel Gutes. Und was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen (das wird ein Pfundsartikel!).

So lief ich froh zur Straßenbahn, doch die ließ auf sich warten. Ich setzte mich auf eine Bank und wurde tüchtig müde. Da plötzlich – träumte oder wachte ich? – lag mir Frau Muse zu den Füßen. Sie schluchzte leise vor sich hin – es war zum Herzerweichen.

„Was grämt dich, weinendes Geschöpf, womit kann ich dich trösten?“

„Ich komm’ von Bitterfeld daher, mich trieb die Sorge zu den Grenzsoldaten. Und was ich dort erlebte, stimmt mich traurig. Die Jungens schießen, bei den Göttern, wie die Teufel...“

„Ist das denn schlecht? Verzeihen Sie, das kann man doch nur loben!“

„Wem sagen Sie’s, mein lieber Freund, ich bin doch nicht von gestern. Natürlich kommt’s aufs Treffen an, was könnt’ die Musen sonst wohl schützen? Doch wie steht’s geistig-kulturell um uns’re Volksarmisten? Da liegt gar vieles noch im Argen, und in den Klubs der Kompanien, wo diesbezüglich gute Kost verabreicht werden soll, ist Schmalhans Küchenmeister.“



„Er war’s, die kargen Zeiten sind vorbei. Hauptmann Schaloske, der Leiter der Politabteilung, hat mir nur Gutes heute berichtet. Lesen Sie selbst, was ich mir hier von ihm notierte, es ist kein Grund zum Trübsal blasen!“. „Die Arbeit in den Kompanieklubs läuft. Die Pläne werden von den Kompaniechefs selbst bestätigt, und alles andere ist den Räten überlassen. Die haben wir geschult. Zweimal im Jahr ist Klubvergleich, da messen wir die Kräfte. Bleibt noch das A und O, die regelmäßige Kontrolle. Auch das ist vorgesorgt. Die Chiefs der Kompanien berichten beim Rapport, wie alles gut vonstatten geht. Mit einem Wort: Es geht voran.“

„Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Ich bin – man geht ja mit der Zeit – Besitzer einer Mono-Telefonanlage. Dürft’ drahtlos ich – gleich hier von Ort und Stelle – auf nied’rer Eb’ne seine Worte prüfen?“

Bitter fehlt's

„Nur immerzu, Frau Muse. Beginnen Sie, per Telefon, den Chef der ersten Kompanie zu fragen.“

„Ja, hier spricht *Hauptmann Preuß*. Rapport zwecks Geistig-Kulturellem? Vor einem halben Jahr noch sah’s bescheiden aus. Inzwischen haben wir, Partei, Klubrat und FDJ, 'ne ganze Menge hingezielt. Devise war: Gemeinsam hebt sich jeder Stamm, allein es keiner schaffen kann.

Und das Ergebnis: Chor, Kapelle, dazu ein Bastelzirkel und einer für allgemeine Bildung. Die Kunstkraftsportler seien nicht vergessen und etwa 25 Unentwegte, die was von Plattenspieler, Jazz und Oper halten. Auch um’s Problem Freund – Feind wird heftig debattiert und wie den Frieden wir erhalten...“

Frau Muse: Das sei genug! Wie war doch gleich Ihr Name?

Kompaniechef der Ersten: Ich sagte Preuß!

Frau Muse: Mein Gott, wenn’s nur noch mehr von diesen Preußen gäbe!

Doch laßt mich noch die Zweite hören.

Hauptfeldwebel der Zweiten: Ja, hier spricht Seidel, Hauptfeldwebel. An großen Plänen fehlt es nicht, besonders für die Wochenenden. Aaaber dann kommt der Stab und der gibt oftmals andre Weisung, die bei exakter Planung durchaus vermeidbar wäre. Wenn alle danach fiebern, den Tischtennismeister zu ermitteln – seit langer Zeit war es geplant – und dann stattdessen auf dem Sportplatz buddeln, weil irgendeine



Inspektion im Anzuge ist, dann nennen wir das (ganz gelinde): Käse. Und der stinkt lange, darauf ist Verlaß.

Vorsitzender des Klubrates, Soldat Kuchinke: Auch ich muß mir hier was vom Herzen reden. Gar mancher gute Ratschlag kam vom Stab: Macht Zirkel! Lest! Entdeckt Talente! Schlagt Breschen in des Stumpfsinns Mauern! Doch wie man's tut, vergaß man uns zu sagen. Konkrete Hilfe hier an Ort und Stelle ließe weniger uns in eigenen Saften schmoren.

Frau Muse: Man sagte mir, es wird geschult. Schlecht geht es denen, die die Stunden schwänzen.

Vorsitzender des Klubrates, Soldat Kuchinke: Von Schulung kann doch keine Rede sein, obwohl sie bitter nötig wäre, denn noch ist Quermann nicht Soldat. Bis jetzt sind wir in Sachen Klub ein einziges Mal im Stab gewesen, da ging es um die Rolle und Bedeutung. Inzwischen sind zwei Monate ins Land gegangen, und nur davon läßt sich nicht zehren. Wo ist die Untersuchung über unseren besten Klub? Wer macht es gut? Wer macht was falsch? Das ist es, was wir wissen müssen.

Soldat Lüscher: Vom Falschen könnte ein Lied ich singen, obwohl ich sonst ein Brummer bin. Unser bisheriger Politstellvertreter nahm einen Zettel und schickte ihn durch die Kompanie. „Wer möchte singen?“ hieß die Frage. Zum Schluß war das Papier noch weiß. Da sind wir abends angetreten und dreißig Mann traf der

Befehl: Sie, Sie und Sie! Wir waren sauer. Kein Wunder, wenn's nicht vorwärts geht. Damit's ganz klar ist: Wir sind doch nicht Kulturbanausen. Manch Zirkel könnte längst besteh'n. Zum Beispiel Basteln ist mein Hobby, auch Mathe ist hier sehr gefragt. Ein jeder Mann im Zug verbraucht *befehlsgemäß* zwecks gutem Bettenbau und Päckchen an Brettern 0,3 Meter im Quadrat. Das macht bei 90 000 Volksarmisten – hätte man überall ein solches Brett vorm Kopf – die Summe von 2700. Gut Holz! kann man dazu nur sagen. Noch mancher Unsinn ließe sich errechnen.

Soldat Schuster: Genauso ist's. Ich muß an Stabschef Tylse denken, der räumt das Pferd von hinten auf. Ein Lichtpaustisch, ein Wandklappbett und einige Regale waren nötig.

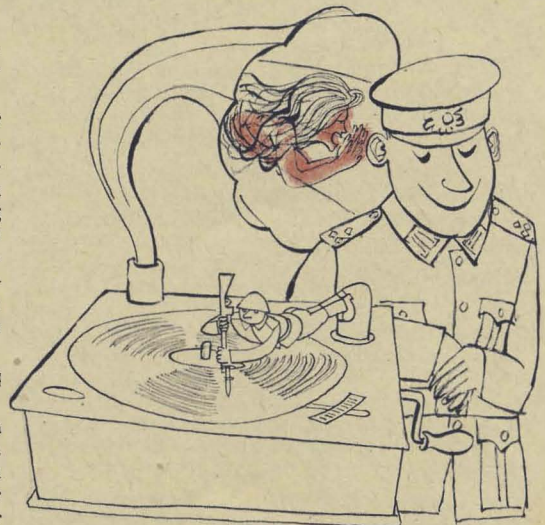
Frau Muse: Welch lohnendes Objekt für einen Bastelzirkel!

Soldat Schuster: Doch daraus wurde nichts. Der Stabschef gab Befehl, das in der Dienstzeit hinzuhämmern, und drei Mann klopften runde vierzehn Tage. Hol's doch der Teufel! Wo wir sonst um Minuten kämpfen.

Frau Muse: Mir scheint – man möge mir das harte Wort verzeihen – im Regiment liegt mancher dicke Hund begraben. Weiß Hauptmann Schaloske nichts von alledem?

Hauptmann Schaloske, Leiter der Politabteilung: Hier wird so manches an das Licht gebracht, wovon ich keinen Schimmer hatte. Da ist nur Selbstkritik zu üben. Tatsächlich gibt es für die Schulung keinen festen Plan und unseren Klubvergleich für Januar, den mußten wir verschieben. Wir ahnten zwar, daß noch nicht alles in dem Topf ist, wo es kocht, doch wo des Pudels Kern liegt, blieb bis jetzt verborgen. Wir müssen runter in die Kompanien, ins geistig-kulturelle Zentrum, wie wir immer sagen. Es soll mir eine Lehre sein.

Frau Muse: Bleibt noch die Frage, Grenzsoldaten, vom Wert des Kommandeurrapports. Mich





Nur muß man meine Lage auch verstehen. Ich war zu dieser Zeit erst kurz im Amt, als Kompaniechef frisch gebacken. Und dann gleich die Kultur! Wer hat mich denn gelehrt, auch dieses Pferd zu reiten?

Es stimmt, der Klubrat wurstelt so dahin, wir haben keine Linie, noch nicht ein einziges Mal sind wir am runden Tisch zusammengekommen. Und wenn es soweit wäre, müßt' ich ja was Gescheites von mir geben. Ob ich das kann, da bin ich mir nicht sicher. So kam's, daß ich empfahl, Hauptmann Schaloske aus dem Weg zu gehen.

FDJ-Sekretär der Zweiten, Soldat Rück: Um den Politchef läßt sich leicht ein Bogen machen. Doch bald sind Wahlversammlungen der FDJ. Wie sollen wir uns dort aus der Affäre ziehen? Das wissen nur die Götter, ich weiß nichts.

Kompaniechef der Ersten, Hauptmann Preuß: Ich würd' mich auf die Götter nicht verlassen. Nehmt besser unsere Hilfe an. Ich schlage vor, daß wir euch im Detail erklären, warum es bei uns besser geht. Von allen, die heut hier zu kritisieren waren, erwarten wir, daß sie dann Red' und Antwort stehn, wie sie persönlich künftig ihre Pflicht erfüllen werden.

Frau Muse: Nun darf ich froh wohl meiner Wege ziehn. Die Preußen, hoff ich, fechtens künftig besser aus.

Bei ihnen hat es jetzt geklingelt.

„Geklingelt hat's?“ Tatsächlich – meine Straßenbahn! Um ein Haar hätt' ich sie verschlafen. O je, das war mir schon ein Traum. Ja – wenns nur einer wäre!

Seiffert/Becker

deucht, es ist recht klug bedacht, die Kompaniechefs selbst zu prüfen, wie sie Geist und Kultur der Truppe nach besten Kräften mitgestalten. Nun, angesichts der Mängel, muß ich fragen: Wird ungeschoren schöngefärbt?

Kommandeur des Truppenteils: Wir sind der eigenen Idee nicht treu geblieben. Die militärischen Belange fordern viel. Und so kam's, daß wir aus dem Blick verloren, was wir für wichtig selbst befanden. Der Zustand unserer Kompanien als Zentrum geistig-kulturellen Lebens hat beim Rapport in diesem Jahr noch nicht zur Diskussion gestanden. Wir werden das schnell ändern.

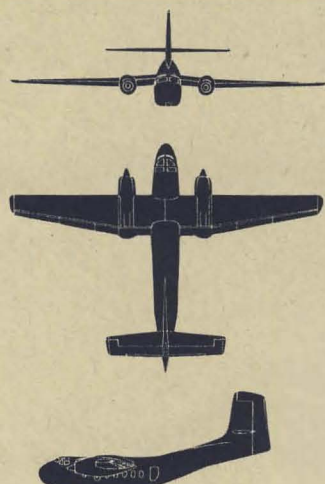
Vorsitzender des Klubrates, Soldat Kuchinke: Doch mit dem Militärischen, da läuft's sonst wie geschmiert. Exakt wird man hier auf den künftigen Grenzdienst vorbereitet. Ein jeder sah sogar schon, wo er dann als Posten steht. Nur die Kultur, das geistige Leben. Ich kam mir neulich wie ein Trottel vor: Hauptmann Schaloske fragte: „Wie steht's um den Klub?“ Ich sagte, daß es schwierig sei, und er empfahl, mich mit dem Kompaniechef zu beraten. Gesagt, getan, ich ging zu Oberleutnant Rauchhaus. Und der entgegnete: „Dazu ist jetzt nicht Zeit. Ich rate Ihnen eines: dem Hauptmann aus dem Weg zu gehen.“

Kompaniechef der Zweiten, Oberleutnant Rauchhaus: Wenn ich es heut bedenke, war es falsch,



*Illustration:
Paul Klimpke*





DHC-4 „Caribou“
(Kanada)



Taktisch-technische Daten:

Leermasse	6 670 kg
Abflugmasse	10 880 kg
Länge	21,0 m
Spannweite	29,2 m
Höhe	9,7 m
Reise- geschwindigkeit	294 km/h in 3000 m Höhe
Triebwerk	zwei 14-Zylinder- Kolbenmotoren ohne
Bewaffnung	ohne
Besatzung	2 Mann

Entwickelt und gebaut von der de Havilland Aircraft of Canada Ltd. Hauptsächlich eingesetzt in der amerikanischen (Bezeichnung VC-1B) und in der kanadischen Armee (Bezeichnung CC-108) als Transportflugzeug für Truppen (28 Mann voll ausgerüstet), Ausrüstungsgegenstände und Versorgungsgüter. Vorgesehen zum Einsatz in der unmittelbaren Frontzone, konstruktiv ausgelegt für kurze Start- und Landestrecken.

**Taktische Rakete
„Lacrosse“ (USA)**

Taktisch-technische Daten:

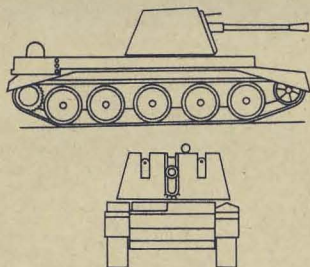
Startmasse	2,265 t
Sprengstoffmasse	
– herkömmliche	0,250 t
Länge	5 760 mm
Durchmesser	
max.	520 mm
Spannweite	
max.	2 750 mm
Brennschluß- geschwindigkeit	2 340 km/h
Reichweite	8 ... 32 km
Gipfelhöhe	4 km
Feuer- geschwindigkeit	4 Schuß/h
feuerbereit nach	30 min
Treibstoff	fest

Die „Lacrosse“ ist eine ferngelenkte taktische Rakete mit herkömmlicher oder Kernsprengladung. Sie wird zur Bekämpfung von Truppenkonzentrationen und befestigter Anlagen in der Kampfzone eingesetzt. Der Abstand der Feuerstel-



lung von der Hauptkampflinie beträgt in der Regel 4 ... 10 km. Die

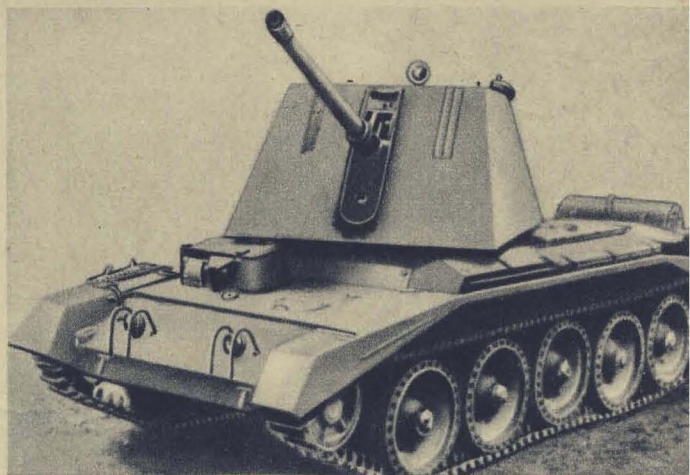
Feuerstellung einer Batterie hat ein Ausmaß von 1 × 0,5 km.



Crusader AA (England)

Taktisch-technische Daten:

Masse	18 t
Länge	5,9 m
Breite	2,6 m
Höhe (gesamt)	2,2 m
Höchstgeschwindigkeit	42 km/h
Fahrbereich	350 km
Bewaffnung	40-mm-Kanone
Besatzung	4 Mann



Der Crusader AA ist ein schon älterer Typ. Er wurde bereits 1943 in die Bewaffnung der britischen Ar-

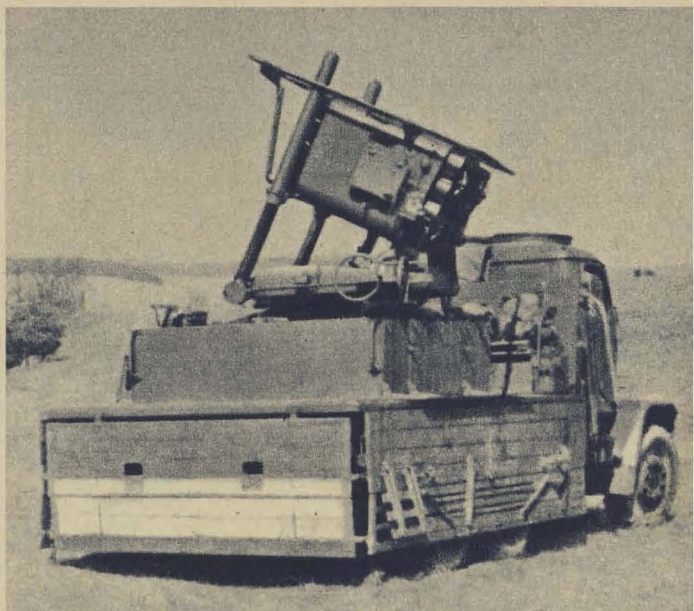
mee eingeführt. Somit entspricht auch seine Bewaffnung nicht mehr dem modernen Stand.

Mehrfachwerfer 132 mm (ČSSR)

Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse (mit Fahrzeug)	10 800 kg
Trägerfahrzeug	LKW „Praga“ V3S
Masse des Geschosses	24 kg
Kaliber	132 mm
Rohre	32
Kadenz max.	13 Schuß/min
Schußentfernung	8 km
Streuung	2 %

Der 32rohrige Mehrfachwerfer 132 mm ist eine tschechoslowakische Konstruktion, die auf der Grundlage der sowjetischen „Katjuscha“ entwickelt wurde. Seine Geschosse sind drallstabilisiert. Der Verwendungszweck besteht im Bekämpfen von Flächenzielen.





→ selten so gelacht

Leutnant von Itzenplitz sitzt beim Zahnarzt.

„Ach, ich sehe schon, es ist ein Augenzahn“, sagt der Zahnarzt. Der Leutnant wehrt ab: „Aber nicht doch, nicht doch; kaputter Zahn selbstredend im Munde!“



Leutnant Schneidesporn hat Urlaub erhalten und will diesen vergnügungshalber in Baden-Baden verbringen.

Am Abend vor seiner Abreise besucht er noch das Kasino, und da er noch niemals einen Witz zu erzählen vermochte, hieß es diesmal im Kreise seiner Kameraden: „Schneidesporn, Du mußt aber einen feudalen Witz mitbringen“. Zur Sicherheit notiert sich Leutnant Schneidesporn „Witz mitbringen“. Als Schneidesporn im Begriff war, von Baden-Baden wieder heimzu-

fahren, erinnert er sich an das gegebene Versprechen.

Er ruft den ihn gerade bedienenden Oberkellner zu sich und verspricht ihm für einen guten Witz ein ansehnliches Trinkgeld.

Der Oberkellner sinnt nach und gibt Schneidesporn folgende Rätselfrage auf: „Es ist meines Vaters Sohn und doch nicht mein Bruder? Wer ist das?“

Schneidesporn findet nicht die Lösung.

„Ganz einfach“, sagt der Oberkellner, „das bin ich!“

„Einfach großartig!“ ruft entzückt der Leutnant und quittiert den Witz mit drei Mark Trinkgeld.

Im Kasino wieder angelangt, gibt Schneidesporn seinen Kameraden die ihm vom Oberkellner gestellte Rätselfrage auf. Alle beantworten diese mit den Worten: „Das bist du!“

„Unsinn“, ruft Schneidesporn, „das ist der Oberkellner in Baden-Baden!“



Herr Hauptmann zum Einjährigen: „Was tun Sie, wenn ich im Kriegsfall den Aufruf an die Kompanie richte: ‚Freiwillige vor!‘?“

Einjähriger: „Ich trete vor, Herr Hauptmann.“

„Sehr gut, mein Sohn, und warum?“

„Damit die Freiwilligen durchkönnen!“



Der Herr Oberst nahm sich den neuen Leutnant vor: „Freut mich, daß Sie bei uns sind. Sie heißen von Itzenplitz?“

„Nein, Herr Oberst, von Itzenplitz!“

„Was? Sie sind verwandt mit Heinrich von Itzenplitz, meinem alten Hauptmann?“

„Sein Sohn, Herr Oberst!“

„Wunderbar! Sie müssen zu mir zum Essen kommen!“

„Danke, Herr Oberst, aber

meine Frau kann ich nicht mitbringen.“
 „Ihre Frau? Sie sind verheiratet? Was ist sie für eine Geborene?“
 „Von Rübsam, Herr Oberst!“
 „Was, doch nicht etwa die Tochter vom alten von Rübsam, der mit mir im 22. Regiment war?“
 „Ganz recht, Herr Oberst, dessen Tochter!“
 „Ist ja großartig! Sie müssen Sie unbedingt mitbringen!“
 „Sehr verbunden, Herr Oberst, aber sie liegt mit einem Krampf im Bett!“
 „Krampf, Krampf?? Doch nicht etwa der gute alte Krampf von den Achtunddreißigern?“



Soldat Lehmann soll in die Stadt fahren und eine Besorgung für Herrn Hauptmann machen. Der Hauptmann instruiert ihn: „Machen Sie alles so, wie ich es Ihnen befehle. Also Sie gehen um 10 Uhr 30 los. Sie sind in der Stadt gegen 11 Uhr. Zur körperlichen Stärkung suchen Sie ein Restaurant auf und lassen sich eine Bouillon mit Ei geben. Dann gehen Sie die Besorgung machen und kommen dann zurück. Verstanden?!“

„Jawohl, Herr Hauptmann!“
 Abends um 18 Uhr meldet sich Lehmann frohgemut zurück.

Der Hauptmann wettet und keift, daß es eine Art hat. „Wo kommen Sie jetzt ersther? Sie sind wohl verrückt geworden?!“

Soldat Lehmann steht stramm und sagt: „Bitte um Verzeihung, Herr Hauptmann, ich bin von einem Restaurant ins andere gewandert, aber nirgendwo war Bouillon mit Ei aufzutreiben.“



In einer Berliner Gesellschaft trafen sich zwei einander unbekannte Herren. Der eine, in ordensstrotzender Uniform, stellte sich vor: „Von der Planitz, General der Artillerie.“

„Bumm!“ erwiderte der andere und machte eine höfliche Verbeugung. Der General zuckte zusammen.

„Gestatten nochmals“, wiederholte er, „von der Planitz, General der Artillerie.“

„Bumm!“ sagte der andere wie zuvor.

Der General bekam einen roten Kopf. Seine Stimme wurde schneidend scharf:

„Ich habe mir erlaubt, mich Ihnen vorzustellen, ich bin der General der Artillerie von der Planitz.“

„Und ich der Geheimrat Professor Dr. Bumm.“



Korpsbefehl: Es wird erneut daran erinnert, daß die Latrinen regelmäßig mit Chlorkalk zu behandeln sind. Der Chlorkalk ist mit Stangon anzurühren.

Schwadron an Division: Zur Ausführung des Korpsbefehls bittet die Eskadron um 20 kg Chlorkalk und 10 kg Stangon. Division an Schwadron: 20 kg Chlorkalk werden bei der Intendantur beantragt. 10 kg Stangon erscheinen jedoch reichlich. Schwadron wolle fernmündlich melden, ob nicht 5 kg ausreichen.

Schwadron an Division: 5 kg Stangon werden für ausreichend erachtet.

Division an Korpsintendantur:

Es wird gebeten, 20 kg Chlorkalk und 5 kg Stangon an die Schwadron zu liefern.

Korpsintendantur an Division: 20 kg Chlorkalk werden geliefert. Was ist Stangon?

Division an Schwadron: Was ist Stangon?

Schwadron an Division: Stangon ist das Mittel, mit dem laut Korpsbefehl der Chlorkalk anzurühren ist.

Korpsintendantur an Division: Wenn Stangon das Mittel ist, mit dem der Chlorkalk anzurühren ist, so dürfte ein Schreibfehler vorliegen. Laut Korpsbefehl ist mit Stangen anzurühren.

Division an Schwadron: Es wolle gemeldet werden, ob auf Lieferung der 5 kg Stangon infolge Irrtums verzichtet wird und ob tatsächlich ein Schreibfehler vorliegt. In diesem Falle ist die mangelhafte Sorgfalt, durch welche viel unnötige Schreibarbeit verursacht wurde, zu rügen.



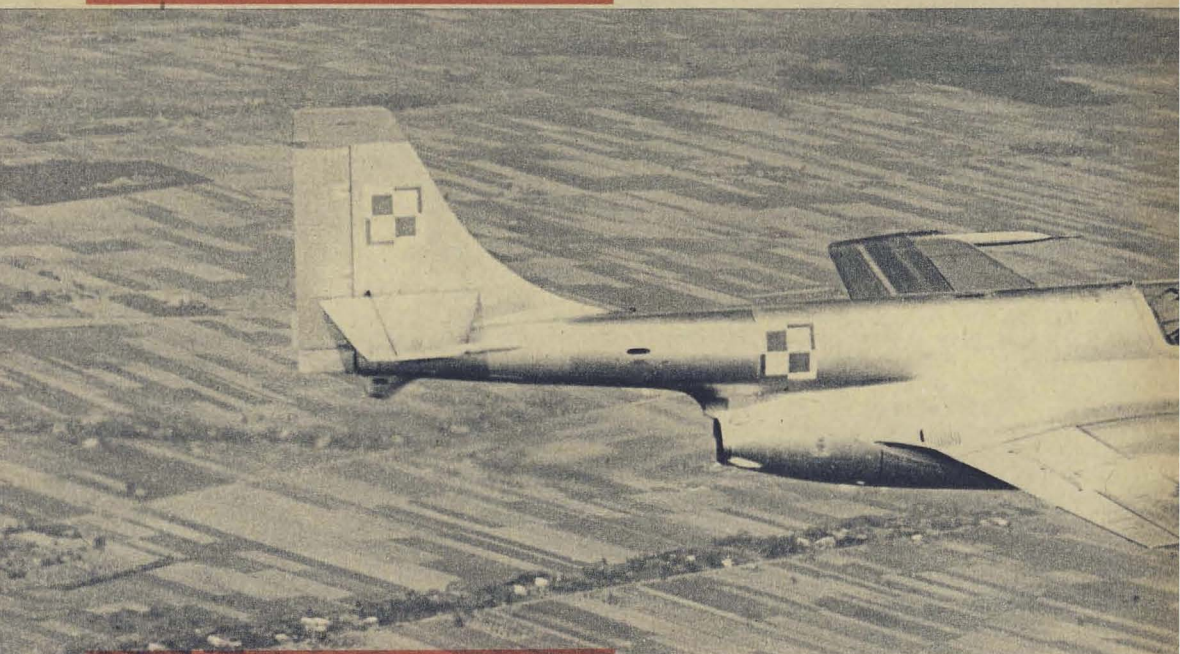
Leutnant von Itzenplitz unterhält sich mit seiner Ballade. „Ah, jestern ganz schön reinjelejt worden. Jehe ins Theater, um Lohengrin zu sehen, aber war völlig anderes Stück. Unerhört!“

„Na, haben Sie denn vorher nicht auf das Ankündigungssplakat geschaut?“

„Selbstredend, Jnädigste, aber stand doch drauf: Was Ihr wollt!“

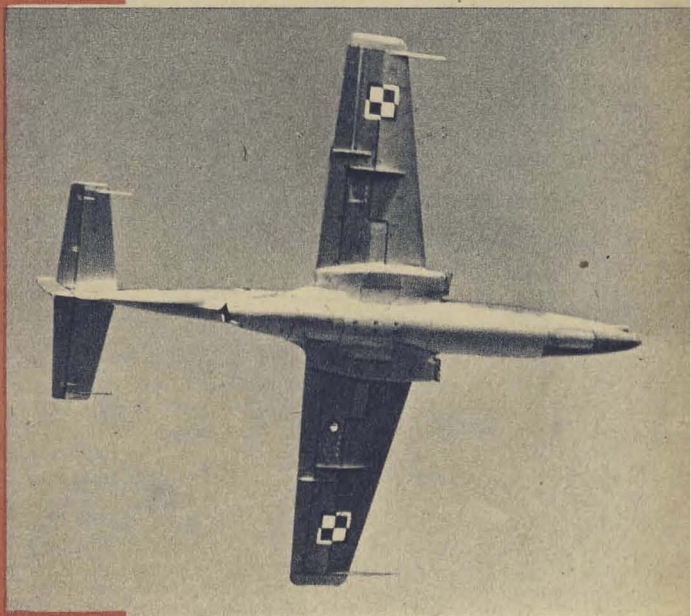
Illustrationen: Horst Bartsch



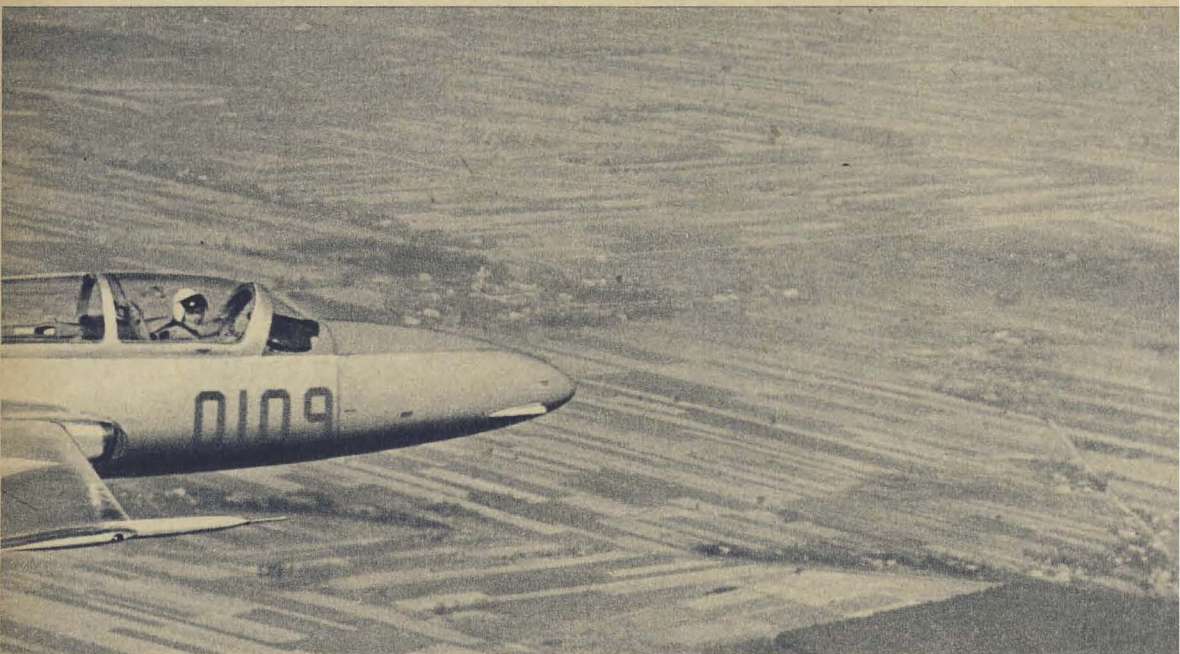


Strahltrainingsflugzeug TS-11 „Iskra“: einmotoriger, freitragender Mitteldecker in Gemischtbauweise mit einziehbarem Fahrwerk und Doppelsteuerung. In der druckdichten Kabine sitzen Fluglehrer und -schüler hintereinander. Jeder Sitz hat ein vollständiges Gerätebrett mit Instrumentierung und Blindflugausrüstung. Die Schleudersitze werden durch einen Druckknopf oder auch durch das Herunterziehen des Gesichtsschutzes betätigt.

Von AR-Korrespondent
Major JANUSZ SZYMAŃSKI, Warschau



Das Tragwerk ist in Schalenbauweise gefertigt. Fast der gesamte Innenraum der Tragflügel wird als Kraftstoffbehälter genutzt. Die Anti-Flattergewichte an den Flügelenden nehmen das Staurohr auf.



„Funke“ am polnischen Himmel

In den letzten Septembertagen des vergangenen Jahres war in der Umgebung von Warschau eine interessante Erscheinung am Abendhimmel zu sehen. Ein leuchtendes Etwas raste dahin und verlor sich in der Ferne. War es ein künstlicher Erdsatellit, ein gleißendes Geschloß? Nichts von alledem. Das Leuchten stammte vom „Iskra“ (deutsch: Funke), dem neuen Strahltrainingsflugzeug polnischer Konstruktion. Der Strahltrainer befand sich auf einem Rekordflug in 7000 Metern Höhe. Zur besseren Beobachtung war ein Scheinwerfer an seiner Unterseite installiert worden. Mitarbeiter der Satellitenstation 1155 der Universität Warschau verfolgten mit ihren Spezialinstrumenten den Flug. Die Versuche lohnten sich.

Inzwischen stehen die insgesamt vier von der „Iskra“ aufgestellten Rekorde*) in den internationalen Listen. Vier Weltrekorde in der

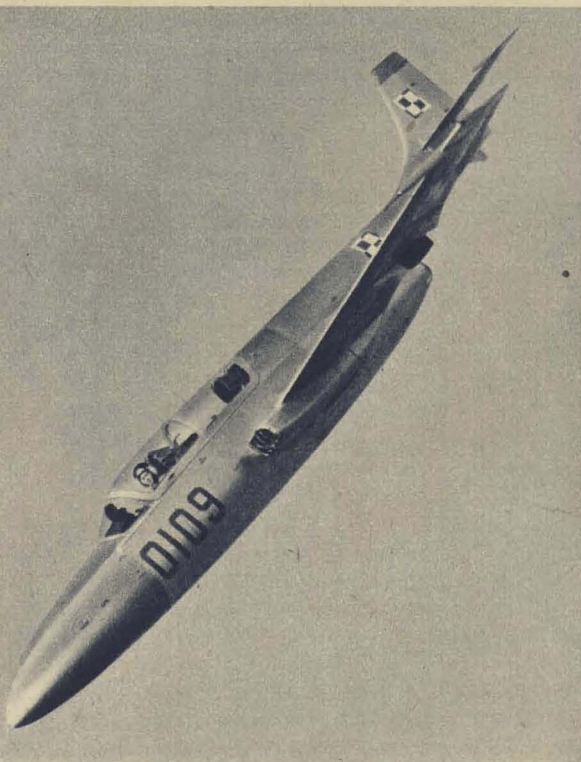
Klasse C-1-d, Gruppe 1 (Leichte Strahlflugzeuge mit einer Masse von 1750 ... 3000 kg) von einer Neukonstruktion auf Anhieb aufgestellt, das läßt Rückschlüsse auf den Wert des Flugzeuges zu.

In der Tat, die polnischen Luftstreitkräfte haben ein Trainingsflugzeug erhalten, das allen Erfordernissen der modernen Ausbildung gewachsen ist.

Das Flugzeug TS-11 „Iskra“ wurde von dem bekannten Flugzeugingenieur T. Soltyk konstruiert. Es ist ein Mitteldecker in Ganzmetallbauweise. Das Strahltriebwerk ist im unteren Rumpfteil untergebracht. Die Tragflächen sind trapezförmig. An ihrem Ansatz befinden sich die Lufteintritte für das Triebwerk. Die Kabinen für den Flugschüler und den Fluglehrer sind hintereinander angeordnet, wodurch der Schüler das Gefühl erhält, selbständig zu fliegen.

Beide Kabinen sind mit einer ungeteilten Kanzel überdeckt, die hydraulisch zu öffnen ist. Wie alle modernen Flugzeuge besitzt auch die „Iskra“ ein Dreipunktfahrwerk. Die Landeklappen, die aerodynamischen Luftbremsen und das Fahrgestell werden ebenfalls hydraulisch betätigt. Für den Kraftstoff sind ein Rumpfbehälter so-

*) Geschwindigkeitsrekord auf einer 100-km-Strecke mit 715 km/h; Geschwindigkeitsrekord auf geschlossenem Kurs von 500 km mit 730 km/h; Entfernung auf geschlossenem Kurs mit 510 km; Geschwindigkeitsrekord auf einer 15- bis 20-km-Basis mit 840 km/h.



Der Rumpf ist eine Ganzmetallkonstruktion. Im Bug befinden sich die Elektronik- und Geräteausrüstung, im Mittelstück die zweisitzige Kabine, die hydraulische Anlage, das Preßluft-Notsystem und der Kraftstoffhauptbehälter. Die hintere Rumpfbaugruppe trägt das Leitwerk und nimmt das Strahltriebwerk auf.

wie eingebaute Tragflächenbehälter, die die ganze Spannweite der Flächen einnehmen, vorgesehen. Für Nacht- und Schlechtwetterflüge sind alle notwendigen Geräte vorhanden.

Die schlanke und aerodynamisch durchgearbeitete Form verleiht der „Iskra“ gute Flugeigenschaften. Die Höchstgeschwindigkeit beträgt etwa 800 km/h, die Gipfelhöhe liegt bei 12 000 Metern.

Die TS-11 ist auch für den Kunstflug zugelassen. Folgende Figuren können geflogen werden: Looping, Abschwung, Turn, Kampfkurve, gesteuerte und gerissene Rolle sowie Trudeln und Rückentrudeln, Schraube und Messerflug.

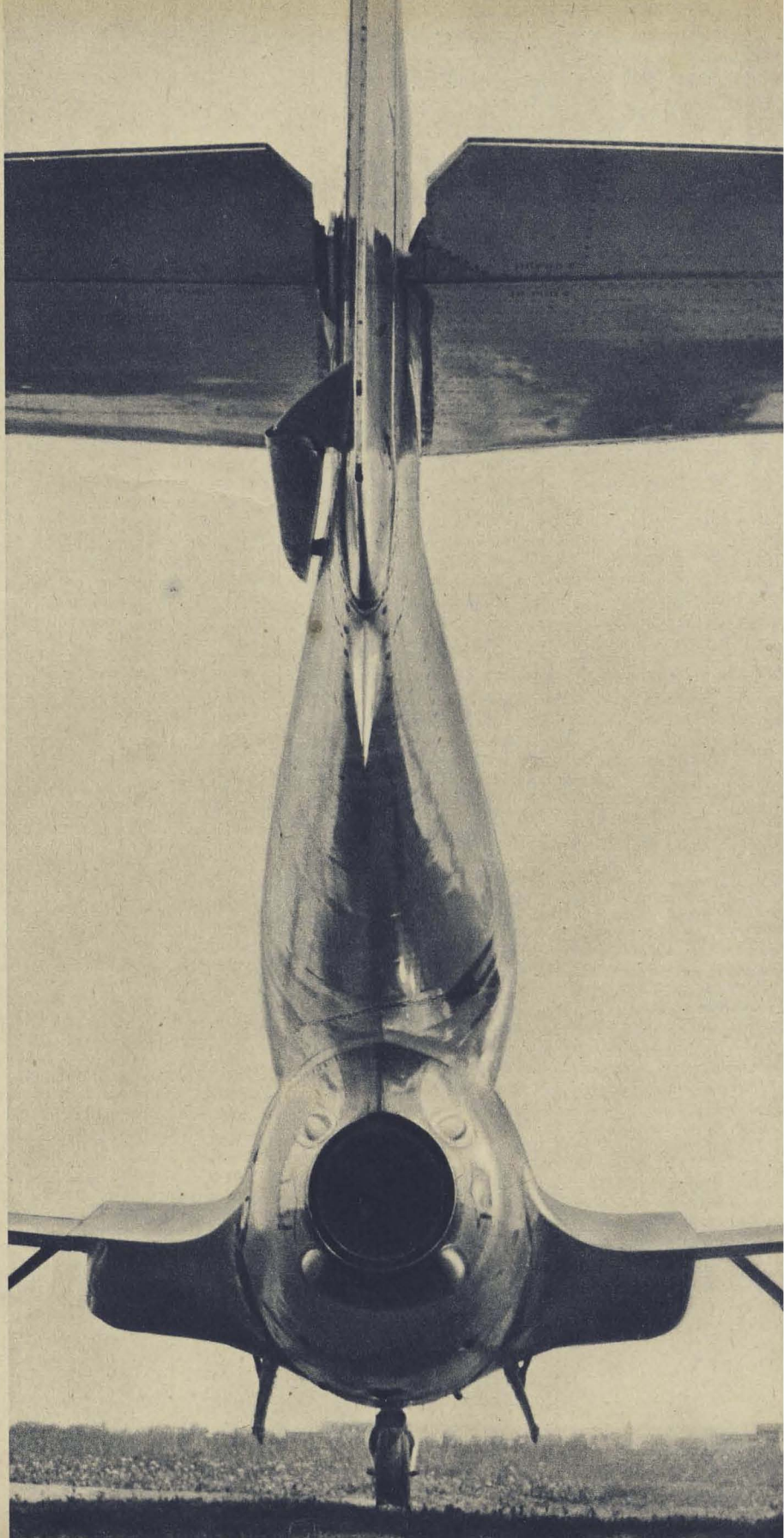
Erfahrene Einflieger charakterisierten das Flugzeug als gut steuerbar im Bereich der Nutzgeschwindigkeit von 200 bis 650 km/h. Die Belastung überschreitet bei fehlerfreier Ausführung der Figuren nicht 5 g. Wird der kritische Anstellwinkel während des Kunstfluges überschritten (zum Beispiel beim Kurven oder auf dem Gipfelpunkt eines Loopings usw.), zeigt es die TS-11 durch Vibrieren an, so daß man rechtzeitig das Trudeln vermeiden kann. Die Sicht aus der ersten Kabine ist beim Kunstflug sowohl nach vorn als auch nach oben und nach den Seiten hin sehr gut.

Von Bedeutung für ein Flugzeug dieser Klasse ist es, daß es sich bei Minimalgeschwindigkeit, bei großen Geschwindigkeiten sowie beim Trudeln und dem Ausleiten des Trudels gutmütig verhält. Das heißt, es muß einfach zu steuern sein, darf bei geringer Geschwindigkeit nicht durchsacken bzw. instabil werden. Bei großen Geschwindigkeiten muß es leicht steuerbar bleiben und darf nicht ins Flattern kommen. Diese Gutmütigkeit besitzt die TS-11 und ist demzufolge bestens als Strahltrainer geeignet.



Die TS-11 hat eine Strahlurbine mittlerer Leistung mit einem siebenstufigen Axialverdichter, einstufiger Turbine und Ringbrennkammer.

◀ Das Hauptfahrwerk (vollständig einziehbar) ist mit Niederdruckreifen versehen, die den Start und die Landung auf Graspisten ermöglichen. Das Bugrad ist um 360° drehbar, der Notsporn ungefedert.



Soldaten

schreiben für Soldaten

"Eine schöne Geschichte!"

In den Bäumen hinter der Kaserne jagten sich die Vögel, die Sonne verstrahlte Frühlingswärme, es grünte und blühte, und Mädchen trippelten petticoatwippend durch die Anlagen. Ein Sonntag, wie geschaffen für Urlaub und Ausgang. Soldat Beyer aber schlug wütend die Spindtür zu und blickte mißmutig an seiner sorgsam gebügelten Ausgangshose herunter. Für ihn hatte der Frühlingstag seinen Reiz verloren. Eine verfahrenere Geschichte. Da hatte die Einheit doch für die Kinder der Zivilbeschäftigten einen Ausflug organisiert, und nun fehlte ausgerechnet einer Gruppe der Betreuer. Guter Rat war teuer. Weil er als einziger dienstfrei hatte, kam natürlich nur Soldat Beyer in Frage. Und so erhielt er, statt der vorgesehenen Ausgangskarte mit der Aussicht auf Tanz und nette Unterhaltung, einen Dienstauftrag zum Besuch des Zoologischen Gartens, mit sieben Kindern im Vorschulalter. „Ein guter Soldat muß alles können“, bemerkte der Hauptfeldwebel tröstend, und Beyer klang es wie Hohn in den Ohren, als man ihm bei Übergabe der siebenköpfigen Kinderschar – übrigens alles Jungen, wie er

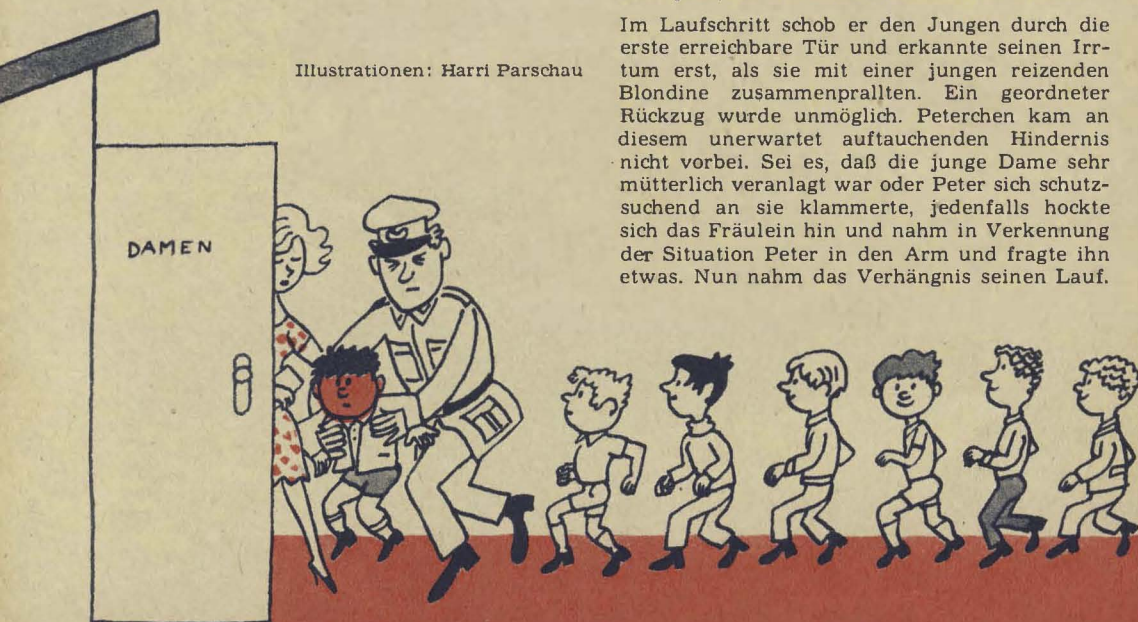
etwas erleichtert feststellte – viel Spaß wünschte.

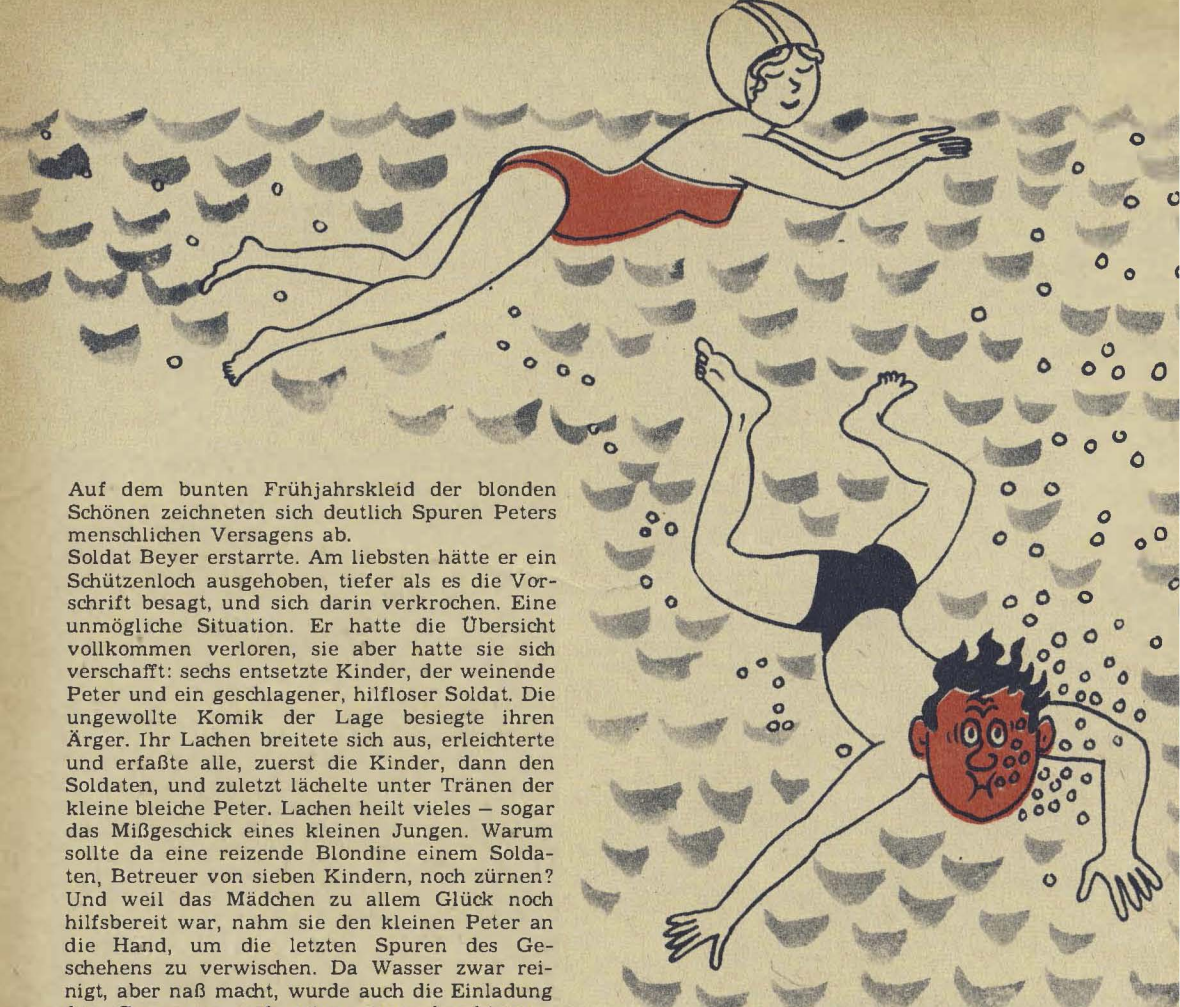
Der Zoo ist groß, es gibt viel zu sehen und viel zu fragen. Die Kinder wußten beides zu nutzen. Schließlich hatten sie einen Soldaten als Begleiter, und das gab es nicht alle Tage. Genosse Beyer, dem die Zuneigung der Jungen nicht verborgen blieb, wollte seine Schützlinge nicht enttäuschen. Was konnten sie für seinen verpatzten Sonntag! So bewältigte er zusehends besser die ungewöhnliche Aufgabe, die ihm anfangs doch reichlich komisch vorgekommen war. Im Stillen gestand er sich ein, daß die Bengels recht in Ordnung waren, wenn sie ihn auch mit ihrer Fragerei oft an den Rand der Verzweiflung brachten.

Aber er war doch froh, daß der Spielplatz, den sie nach ausgedehntem Rundgang erreichten, Gelegenheit zu einer Ruhepause bot. Doch ehe die Zigarette zur Hälfte verraucht war, scheuchte ihn die aufgeregte Meute, im Mittelpunkt Peter, der kleinste seiner Jungen, auf. Käsebleich und tapfer schluckend stand der kleine Kerl nun vor ihm. Ein einziges Häufchen Unglück. Nur langsam begriff Beyer die Zusammenhänge und verwünschte seine unangebrachte Nachgiebigkeit an Bockwurst- und Eisständen. Doch da war keine Zeit für lange Überlegungen, und so stürzte der Soldat, Peterchen an der Hand, gefolgt von den übrigen Kindern, zu jenem Örtchen, das sich zu gewissen Zeiten, so auch jetzt, als durchaus unentbehrlich erweist.

Im Laufschrift schob er den Jungen durch die erste erreichbare Tür und erkannte seinen Irrtum erst, als sie mit einer jungen reizenden Blondine zusammenprallten. Ein geordneter Rückzug wurde unmöglich. Peterchen kam an diesem unerwartet auftauchenden Hindernis nicht vorbei. Sei es, daß die junge Dame sehr mütterlich veranlagt war oder Peter sich schuttsuchend an sie klammerte, jedenfalls hockte sich das Fräulein hin und nahm in Verknennung der Situation Peter in den Arm und fragte ihn etwas. Nun nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Illustrationen: Harri Parschau





Auf dem bunten Frühjahrskleid der blonden Schönen zeichneten sich deutlich Spuren Peters menschlichen Versagens ab.

Soldat Beyer erstarrte. Am liebsten hätte er ein Schützenloch ausgehoben, tiefer als es die Vorschrift besagt, und sich darin verkrochen. Eine unmögliche Situation. Er hatte die Übersicht vollkommen verloren, sie aber hatte sie sich verschafft: sechs entsetzte Kinder, der weinende Peter und ein geschlagener, hilfloser Soldat. Die ungewollte Komik der Lage besiegte ihren Ärger. Ihr Lachen breitete sich aus, erleichterte und erfaßte alle, zuerst die Kinder, dann den Soldaten, und zuletzt lächelte unter Tränen der kleine bleiche Peter. Lachen heilt vieles – sogar das Mißgeschick eines kleinen Jungen. Warum sollte da eine reizende Blondine einem Soldaten, Betreuer von sieben Kindern, noch zürnen? Und weil das Mädchen zu allem Glück noch hilfsbereit war, nahm sie den kleinen Peter an die Hand, um die letzten Spuren des Geschehens zu verwischen. Da Wasser zwar reinigt, aber naß macht, wurde auch die Einladung des Genossen, auf seine sonnenbeschienene Parkbank zu kommen, angenommen.

Ja, und damit ist die Geschichte eigentlich zu Ende. Daß sieben Tage später eine entzückende Blondine den Soldaten Beyer am Kasernentor erwartete, gehört aber noch unbedingt dazu.

Gefr. H. D. Speck

Der Taucher

Es war an einem Hochsommertag. In unseren Baracken, wo wir für die Dauer der Spezialausbildung untergebracht waren, herrschte eine drückende Schwüle, so daß wir in der Pause draußen im Schatten saßen. „Mensch, wenn jetzt ein Swimming-Pool hier hinter unserer Baracke wäre“, seufzte einer.

„Ja, jetzt in einem See schwimmen und Mädchen tauchen“, sagte Bernd und schnalzte mit der Zunge.

„Da mußt du aber erst eine finden, die sich tauchen läßt“, spottete Siegfried.

Flieger Bernd Hertel, wegen seiner Aufschneiderien schon bei allen bekannt, versetzte: „O, ich

tauche gleich drei auf einen Streich und das mit der linken Hand.“

Hier endete der Disput, da der Unterricht wieder begann.

Man kann sich das Hallo vorstellen, als wenig später unser Zugführer bekannt gab, daß wir am Nachmittag ins städtische Freibad marschieren würden.

Endlich war es soweit. Als wir ankamen, wimmelte das Cottbuser Bad von Menschen.

Die ganze Zeit hatten Manfred und Siegfried schon miteinander getuschelt und gelacht. Jetzt stachelten sie Bernd an, er solle nun bald zeigen, was er könne und die drei Mädchen auf einmal mit der linken Hand tauchen. Na, wir waren kaum ausgezogen, da stürzten wir uns wie die Wilden in das kühle Naß. Bernd stolzierte gleich zum Sprungturm. Man mußte es ihm lassen, springen konnte er gut, aber er machte es ein bißchen zu auffällig, auf Schau. Als wir uns nach etwa 20 Minuten wieder am Beckenrand trafen, gingen die Sticheleien gegen Bernd weiter. Plötzlich kam an uns eine hübsche Brünnette vorbei. Ihr aufreizender Gang und ein kokettes Lächeln fielen uns sofort auf, und auch Bernd sah sie bewundernd an. Gerade

vor uns am Beckenrand blieb sie stehen und hechtete in das Wasser. Siegfried konnte es sich nicht verkneifen, Bernds Fähigkeiten erneut anzuzweifeln, und er empfahl ihm, das Gegenteil an der Brünnetten zu beweisen. Nun konnte unser Angeber nicht mehr zurück. Er sprang hinterdrein, schwamm die junge Dame von hinten an – nicht gerade sehr mutig – und drückte den Kopf des Mädchens unter Wasser. Da rief uns Manfred plötzlich zu: „Paßt auf, gleich wird etwas passieren!“ Und wirklich, dort wo eben noch Bernd in aller Ruhe die Brünnette tauchte, entstand ein tolles Wirbeln und Plätschern, und während Bernds Kopf plötzlich wie von Zauberhand gezogen unter Wasser verschwand, tauchte das Mädel wieder auf. Und Bernd war kaum wieder hochgekommen, und hatte einmal nach Luft schnappen können, da mußte er wieder hinab. Das wiederholte sich noch zweimal, ehe die Amazone nicht ohne passende Abschiedsworte davonschwamm. Während der ganzen Szene brüllten wir vor Lachen, vor allem, als Siegfried dem ermatteten Bernd beim Herauskommen zurief: „Na, du Taucher!“

Manfred und Siegfried klärten uns später auf. Die Brünnette war eine Rettungsschwimmerin, und unser Manfred, als gebürtiger Cottbuser, der sie von der BSG her kannte, hatte die Sache mit ihr besprochen. Deshalb war dieses tapfere Mädchen auch so ungezwungen vor uns aufgekreuzt.

Der Spitzname „Taucher“ haftete an unserem Bernd seither wie Pech. Sein Hang zu Aufschneidereien hat sich zwar noch nicht ganz gelegt, ist aber durch diese Blamage doch wesentlich schwächer geworden.

Soldat Peter Schubert

Soldat Frühling

*Der Frühling springt dir ins Gesicht
mit Himmelsblau und Sonnenlicht.
Er hat dich vorher nicht gewarnt
und war mit Nachtfrost, Schneegematsch,
Hatschie und Nasentripp getarnt.
Der Spargel schießt nun immer schneller
und trifft genau den Suppenteller,
wo er uns schon was nütze ist
und für den Frühling klar beweist,
das der ein guter Schütze ist.
Es hat der Frühling, ferngelenkt,
das Panzerdeck vom Fluß gesprengt,
auch schlägt er Brücken da und hier,
ich meine so von Herz zu Herz,
als routinierter Pionier.
In Parks und Gärten knallen Küsse
wie Platzpatronenübungsschüsse;
du faßt dein Mädchen um die Taille
und wünschst dem Frühling unbedingt
die NVA-Verdienstmedaille.*

Oberfeldw. Helmut Stöhr

Der Tod des Hundes

(Fortsetzung von Seite 14)

rück und holte die Pistole. Dann schritt er auf den Hund zu. Dieser rührte sich nicht, er saß regungslos und zitterte kaum merklich. Der Hauptmann entscherte die Waffe – hielt plötzlich inne, und seine Hand mit der Pistole fiel herab.

„Mein Gott“, sagte er flüsternd, „das ist doch Kazan. Was ist mit ihm?“

„Er ist blind und lahm. Laut Befehl muß er getötet werden.“ Der Hauptmann schien gar nicht hinzuhören. Er hockte sich ganz nahe vor den Hund mit seinen erloschenen Augen nieder. „Kazan“, sagte er liebevoll. „Kazan“, wiederholte er leise. „Mein guter Kerl, mein lieber Kerl...“ Jetzt scherte er sich einen Teufel darum, was sich die Soldaten in seinem Rücken dachten, er flüsterte dem Hund kosende und ermunternde Worte zu, zum letzten Mal, so, wie er es vor vielen Jahren während seiner Dienstzeit hier am „Toten Berg“ getan hatte, was schon so lange her war, daß vom damaligen Feldwebel Belaks hier niemand mehr etwas wußte. Er streichelte und kraulte den Hund, aber Kazan blieb teilnahmslos und starrte, ohne einen Laut von sich zu geben, wie versteinert vor sich hin in die Finsternis, als habe er diese Welt bereits verlassen. Dann drehte sich Belaks ruckartig um und musterte die Soldaten hinter sich. Er sah das angespannte Gesicht des Leutnants, die begriffsstutzigen Soldaten, das entgeisterte Gesicht des Unterfeldwebels, und auch die Pistole in seiner Hand. Sie warteten darauf, daß ich sie in den Wagen zurückbringe, dachte er. Weiß Gott, ich würde es am liebsten tun! Er hatte die Waffe schon halb in die Pistolentasche zurückgesteckt, riß sie dann jedoch wieder heraus, feuerte zweimal kurz hintereinander auf den Hund ab und traf so sicher, daß das Tier keine einzige Sekunde lang zu leiden hatte.

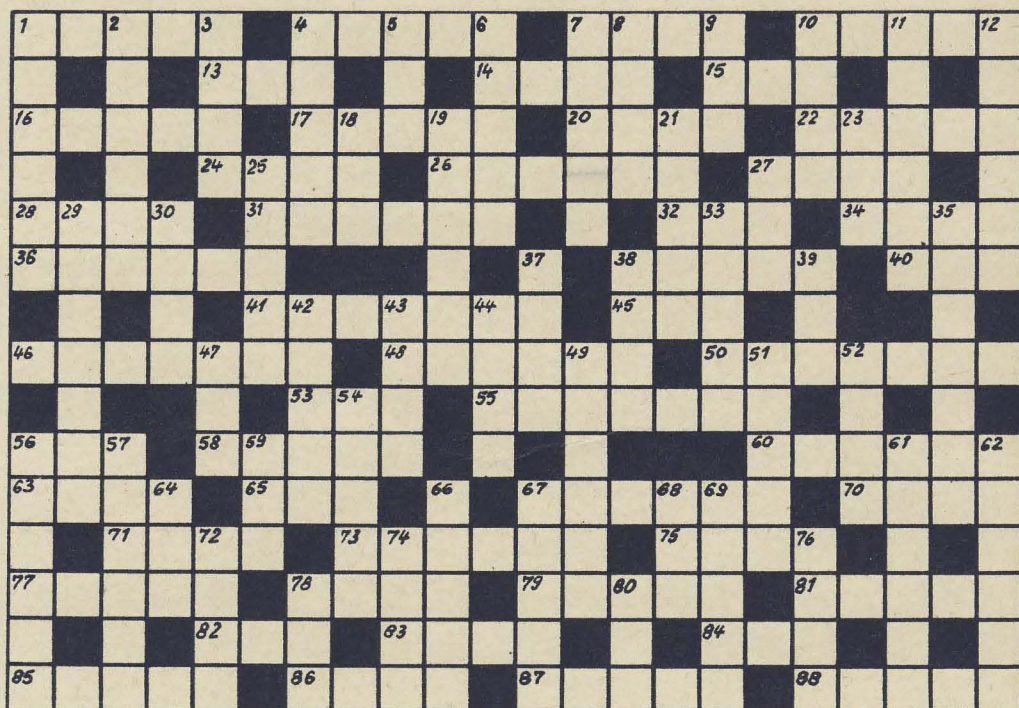
Vier Soldaten traten aus der Reihe, holten Spitzhacke und Schippe, legten Kazan auf eine Zeltplane und verließen mit ihrer Last den Hof, der sich schnell leerte; nur die beiden Offiziere und der Hundeführer verharrten noch auf dem nassen Viereck.

„Ich habe also Kazan erschossen“, sagte Belaks bedrückt. „Er war mein erster Hund. Und er hat mich nicht einmal wiedererkannt. Die Tiere sind besser dran als wir, denn sie haben kein solches Gedächtnis... Wo grabt ihr ihn ein?“

„Am Schwarzbach. Dort hatte er seine beste Arbeit geleistet“, erwiderte der Unterfeldwebel. Ein Glück, daß nicht ich ihn erschossen habe, dachte sich der Leutnant. Und ihm wollte es scheinen, als habe er schon einen kleinen Schritt in der Richtung getan, den Weg zu seinen Soldaten zu finden, wenn ihn dieser tote Hund zu finden vermochte.

Schwimm-SPW einer Mot.-Schützeneinheit bei einer Truppenübung. ►





KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Weingetränk, 4. russ. Physiker, entdeckte die drahtlose Telegraphie, 7. Stadt überhaupt im alten Venedig, 10. dritte Potenz einer Zahl, 13. poln. Halbinsel, 14. Teil des Auges, 15. russ.: Friede, 16. Fußballspieler des ASK Vorwärts Berlin, 17. südostfranz. Stadt, 20. Kurzbezeichnung für die griech. Volksbefreiungsarmee 1944—1949, 22. Monat, 24. weibl. Vorname, 26. Geschicklichkeitsprüfung im Skilauf, 27. Kettengebirge in Mittelasien, 28. Nebenfluß der Fulda, 31. Heimat des Odysseus, 32. chem. Element, 34. deutscher Lyriker der Gegenwart, 36. nordwestspan. Prov.-Hauptstadt, 38. Brantwein, 40. engl. Insel, 41. griech. Quellnymphe, 45. Zeitraum, 46. Ehrengasse, 48. amerik. Hafenstadt am Golf von Mexiko, 50. Geschicklichkeitsturner, 53. Einheit des elektr. Widerstands, 55. deutsche Schriftstellerin der Gegenwart, 56. Verneinung, 58. Truppenverband, 60. franz. Dichter („Die Glocken von Basel“), 63. Ureinwohner Perus, 65. Brennstoff, 67. Drehbuchautor des Films „Der Reserveheld“, 70. Strom in Sibirien, 71. Stadt am Don, 73. baumlose Graslandschaft, 75. Festtracht, 77. Führerin der deutschen Arbeiterinnen-

bewegung (1857—1911), 78. Erfinder des Telefons, 79. zweitgrößte Insel der Erde, 81. runder Metallstrang, 82. finn. Erzähler (1861—1921), 83. Schrulle, 84. Nebenfluß der Wolga, 85. Stadt im Bez. Magdeburg, 86. Sumpfland, 87. Abwesenheitsnachweis, 88. deutscher Publizist der Gegenwart.

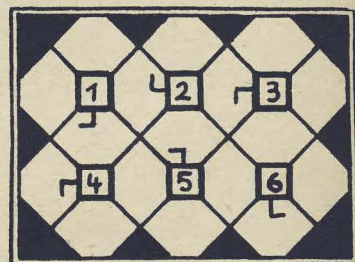
Senkrecht: 1. sowj. Hochspringer, 2. Komponist der Oper „Rienzi“, 3. ethischer Begriff, 4. vielseitiger Werkstoff, 5. Drehpunkt, 6. Fluß in der VR Polen, 7. Vorräum, 8. europäische Hauptstadt, 9. Fluß in Norddeutschland, 10. afrik. Dorf, 11. chem. Element, 12. türkischer Titel, 18. Hirschart, 19. portug. Währung, 21. Grundstoff von Parfümen, 23. Spezialgeschütz, 25. Kletterpflanze, 27. Papagei, 29. Sternbild des nördl. Himmels, 30. Währungseinheit des Iran, 33. Bez. für die Zeitung einer Partei, 35. See in Ungarn, 37. Gelenk, 38. Hauch, 39. Heilverfahren, 42. Ersatz für natürl. Geschmacksstoffe, 43. Nährmutter, 44. Fluß in Spanien, 47. Gebirgsstock auf Kreta, 49. hervorrag. Kommandeur der span. republ. Armee, 51. Erscheinung beim Schuß, 52. Schmuckstein, 54. Erzähler u. Lyriker von Weltruf, Nobelpreis 1946, 56. Hauptstadt Assyriens, 57. Kartenspiel, 59. Organisation der Län-

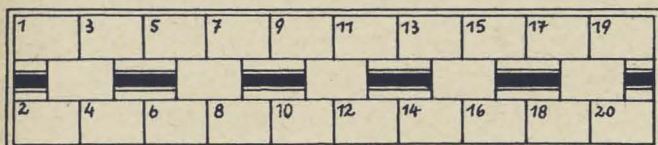
der des sozial. Lagers (Abk.), 61. Raubkatze, 62. Schlange, 64. germ. Gottheit, 66. mohamm. Titel, 67. Hauptstern im Sternbild Jungfrau, 68. türk. Anrede, 69. Hauptstadt der Dem. Rep. Vietnam, 72. nordafrik. Hafenstadt, 74. jugosl. Staatsmann, 76. franz. Schriftsteller („Le Trust“), 78. europ. Hauptstadt, 80. Fluß in Mittelasien.

FLIESENSILBENRÄTSEL

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und laufen in der angegebenen Richtung um das Zahlenfeld.

1. Insel Afrikas, 2. Kurvenmesser, 3. Mittag-, Länglenkreis, 4. Rundblick, 5. Behälter für kleine Lurche und Kriechtiere, 6. Tagebuch, Kladde.



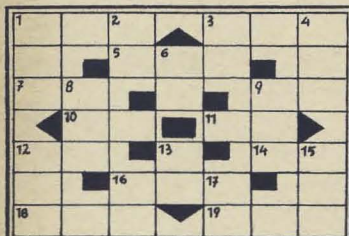


RÄTSELLEISTE

Die Buchstabenpaare AK, AN, AN, AS, AS, EN, FL, FL, GE, IK, IN, KA, KA, KE, ME, NO, OR, OR, OR, PA, SI, SI, ST, TR, WE sind so in die Figur einzutragen, daß Wörter folgender Bedeutung entstehen:

1—2, griech. Hafenstadt, 3—4 Lehre vom Versmaß, 5—6 Zuspil beim Fußball, 7—8 Südfrucht, 9—10 mittelitalien. Stadt, 11—12 Speise- und Aufenthaltsraum, 13—14 Stern im Sternbild Zwillinge, 15—16 Himmelsrichtung, 17—18 Freund und Mitkämpfer E. Thälmanns (1894 bis 1944), 19—20 Windjacke. Die Buchstaben der Mittelleiste ergeben einen Kristallverstärker zur Gleichrichtung und Verstärkung hochfrequenter Ströme.

SILBEN-KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. poln. Marinezeitung, 3. leichter Uniformrock, 5. Komponist der „Internationale“, 7. Bezirkshauptstadt der DDR, 9. Glasplatte mit eingezähtem Liniennetz, 10. Dichter des „Sozialistenmarches“, 11. Königreich im mittleren Himalaja, 12. franz.: Kopf, 14. Schienenfahrzeug, 16. Bestandteil der Erdrinde, 18. Autor des Romans „Frau Jenny Treibel“, 19. Söldnerheer.

Senkrecht: 1. Schutzverband, 2. Getreideunkraut, 3. Hohlmaß, 4. Flüssigkeitsbehälter, 6. fränk. Ritter, kämpfte im Großen Bauernkrieg auf der Seite der Bauern, 8. reaktives Geschöß, 9. oberitalien. Hafenstadt, 12. Nachrichtengerät, 13. Gewichtseinheit, 15. Gebiet, Bezirk, 16. Sperrmittel, 17. Wasservogel.

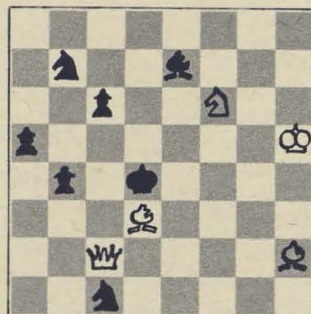
SILBENRÄTSEL

Aus den Silben am — at — ba — ber — cik — cou — de — fu — garn — ger — gli — her — i — i — is — ir — ja — ka — lais — lig — lom — mis — mus — nier — op — per — pli — re — re — rus — sky — so — sprin — ste — sti — stop — tak — ter — ti — ti — tik — tin — tisch — to — tu — tur — uh — un — un — we sind 19 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Lösung der Olympischen Spiele (lat.).

1. Begründer der modernen Olympischen Spiele, 2. Verbindungslinie zwischen Orten gleichen Luftdrucks, 3. Sportveranstaltung, 4. Nebenfluß des Ob, 5. Motorsportler des ASK Vorwärts Leipzig, 6.

dritter Verteidiger im W-System (Fußball), 7. max. Schwingungsweite einer Welle während einer Periode, 8. Verteidigungsminister der ČSSR, ital. Arbeiterführer (1893—1964), 10. ungar. Omnibus, 11. Fußballspieler des ASK Vorwärts Berlin, 12. Kurzstreckenläufer, 13. tschech. Volksheld, 14. Lebensauffassung, 15. elektr. Schalteinrichtung, 16. Teil der Strategie, 17. sowj. Tageszeitung, 18. Olympiasieger in Tokio im Fußball, 19. Dauerfahrer hinter Schrittmacher.

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 3/1965

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Kinematik, 7. Anderssen, 11. Ethos, 12. Fallpunkt, 16. Amsterdam, 21. Heer, 22. Uta, 24. Oka, 25. Etui, 26. Alarm, 27. Teer, 28. Paar, 30. Amati, 31. Bohr, 32. Tang, 33. Ara, 35. Klara, 38. Eta, 40. Inka, 41. Ales, 43. Newton, 44. Tirol, 45. Poller, 46. Netz, 48. Elba, 50. Fes, 52. Eisen, 55. See, 57. Tula, 59. Soda, 60. Stade, 62. Ente, 64. Etat, 66. Arena, 68. Niet, 70. Kos, 71. Luv, 72. Elan, 73. Nikolajew, 76. Reglement, 78. Elite, 79. Generator, 80. Karavelle.

Senkrecht: 2. Ida, 3. Euler, 4. Amur, 5. Kette, 6. Ehm, 7. Asaka, 8. Este, 9. Serum, 10. Eva, 12. Frankenhausen, 13. Lhasa, 14. Pemba, 15. Kür, 17. Maat, 18. Elage, 19. Diana, 20. Meisterschaft, 23. Aral, 24. Oper, 27. Thun, 29. Robe, 34. Rotte, 35. Katze, 36. Arras, 37. Aalen, 39. Talje, 40. Inn, 42. Spa, 47. Erle, 49. Boot, 50. Frank, 51. Steel, 53. Ines, 54. Egel, 55. Saale, 56. Ebene, 58. Anke, 59. Save, 61. Diode, 63. Tower, 65. Turek, 67. Rampe, 69. Tara, 72. Elsa, 74. Ile, 75. Lid, 77. Nil.

MAGISCHES QUADRAT: 1. Balas, 2. Agave, 3. Laden, 4. Avers, 5. Sense.

SILBENRÄTSEL: 1. Sergeant, 2. Okular, 3. Weinert, 4. Jenissei, 5. Etappe, 6. Tschapajew, 7. Standard, 8. Kugelfang, 9. Admiral, 10. Judo, 11. Aggregat, 12. Armbrust, 13. Richtkreis, 14. Manöver, 15. Isolator, 16. Jupiter, 17. Ampere — „Sowjetskoja Armija“

KREUZGITTER. Waagerecht: Kast (16), Edam (11), Aster (6), Sparta (24), Aral (4), Natal (18), Linie (17), Adria (2), Padua (19), Auer (8), Eduard (12), Erkel (13), Tete (27), Ader (1).

Senkrecht: Pedal (20), Kasan (15), Amplitude (3), Torn (26), Etat (14), Ural (28), Standarte (25), Riga (22), Arie (5), Ruder (23), Artek (7), Pier (21), Deko (10), Aula (9).

SCHACH: 1. Da4! droht 2. Th4+ L:h4 3. Dd7 matt. 1. ... Kg2 2. T:e2+. 1. ... e1D 2. Dd7+ Kg2 3. T:e1 matt. Es scheitert 1. Dc4? an Kg2 2. T:e2+ Kf1!

Transitverkehr im Weltraum

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident
der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

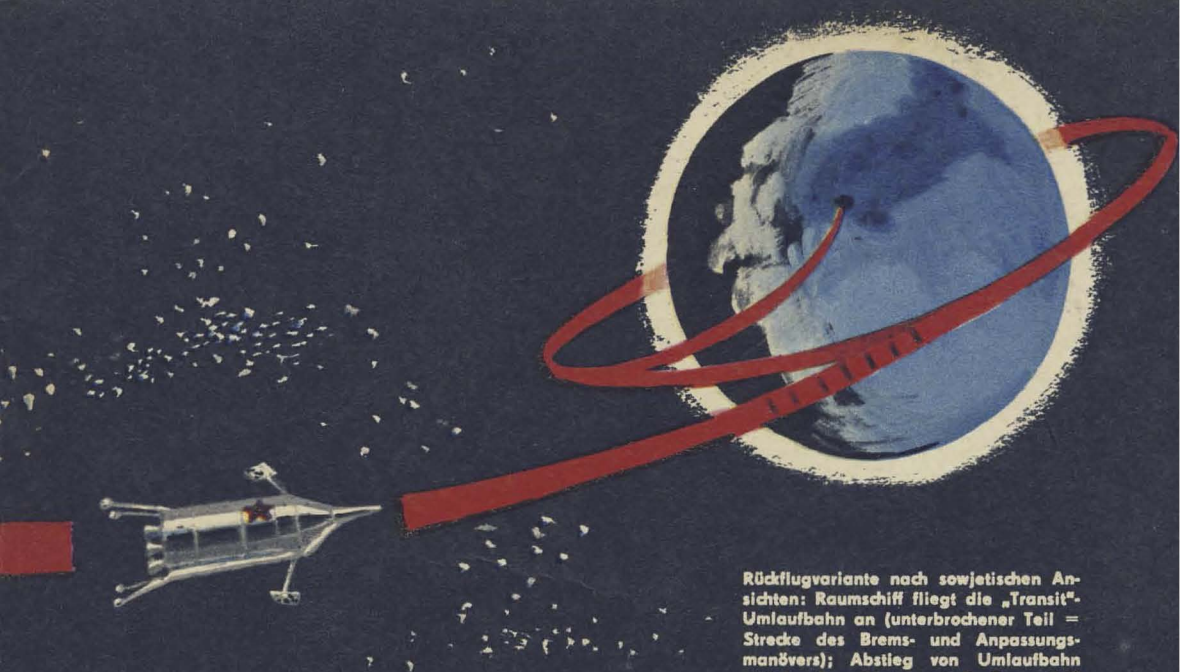


Im letzten Beitrag „Rückweg durch die Hölle?“ haben wir Rückflugvarianten kennengelernt, die mit unverantwortlichen Risiken für Kosmonauten und Raumschiff verbunden sind. Machen wir uns im folgenden mit Ansichten bekannt, die das ohnehin risikoreiche Unterfangen des bemannten Mondfluges und der Rückkehr soweit wie nur irgend möglich für Besatzung und Fluggerät sicher gestalten.

Das vom Mond zurückkehrende Raumschiff rast der Erde zu. Setzt es seinen Weg unbeeinflusst so fort, wie er jetzt rein nach den Gesetzen der Himmelsmechanik verläuft, dann würde es in etwa 400 km Entfernung an der Erde vorbeifliegen und sich anschließend wieder auf einer langgestreckten Ellipse bis etwa auf Mondabstand von ihr entfernen. Eine Rückkehr wäre damit für die Männer im Raumschiff praktisch ausgeschlossen. Damit das nicht eintreten kann, sind alle Vorbereitungen für das Brems- und Anpassungsmanöver getroffen worden. Die Flugdaten entsprechen den theoretischen Voraussetzungen, die technischen Anlagen funktionieren einwandfrei bzw. sind klagemeldet. In wenigen Augenblicken beginnt das Korrekturmanöver. Die Erde wird das rückkehrende Raumschiff in einer erdnahen Satellitenbahn „einfangen“. Dazu muß die auf etwa 11 km/s angewachsene Anfluggeschwindigkeit bis auf rund 8 km/s vermindert und gleichzeitig eine exakt vorgegebene Anflugrichtung genau eingehalten werden.

Auf den Bruchteil einer Sekunde genau beginnen die Bremstriebwerke des Raumschiffs zu arbeiten. Der Bremsdruck preßt die Raumfahrer in ihre Konturenliegen. Doch schon nach

knapp drei Minuten zeigen die Instrumente den erfolgreichen Abschluß des Hauptmanövers an. Aus der Leitzentrale kommen noch ein paar kleine Korrekturen, um die Bahn des Raumschiffes möglichst genau der Umlaufbahn von „XP-4“ anzupassen, einer Transitstation, die vorher auf die Erdumlaufbahn gebracht wurde. Die noch verbliebene geringe Entfernung zwischen den beiden Raumflugkörpern wird durch vorsichtige Korrekturmanöver der „XP-4“ vermindert, bis sie schließlich mit ihren Übergangsschleusen fest aneinanderliegen. Die Männer aus dem Raumschiff steigen in die wesentlich engere Transitstation um, während deren Besatzung bis auf weiteres die Kontrolle des weiterhin in der Umlaufbahn verbleibenden Raumschiffes übernimmt. Nach bestimmten Vorbereitungen löst sich „XP-4“ dann vom Mondraumschiff und geht mit eingeschalteten Bremstriebwerken auf einer Abstiegsbahn zur Erdoberfläche nieder. Dieses im einzelnen vielleicht etwas kompliziert und umständlich anmutende Verfahren der Rückführung eines bemannten Raumschiffes vom Mond entspricht durchaus den sich heute schon abzeichnenden Möglichkeiten. In der Praxis wird manches Detail wahrscheinlich sogar noch viel komplizierter und „umständlicher“ sein. Mit Bestimmtheit läßt sich sagen, daß es aus Sicherheitsgründen unumgänglich sein wird, den Mondflug tatsächlich im „Transitverkehr“ abzuwickeln. Das heißt, man wird das Gesamtflugprogramm in mehrere Etappen gliedern. Die erste und letzte, die jeweils im erdnahen Raum liegt, wird für die Raumfahrer ein Umsteigen auf „Transittrans-



Rückflugvariante nach sowjetischen Ansichten: Raumschiff fliegt die „Transit“-Umlaufbahn an (unterbrochener Teil = Strecke des Brems- und Anpassungsmanövers); Abstieg von Umlaufbahn mittels „Transittransporter“, Raumschiff bleibt oben. Zeichnung: Hans Råde

port“ verschiedener Kategorien mitschbringen. Mit anderen Worten: es wird zweckmäßig sein, zunächst das sehr komplizierte und massereiche eigentliche Mondraumschiff im Rendezvousverfahren aus Einzelnutzmassen verschiedener Trägerraketen auf einer erdnahen Satelliten-Umlaufbahn zusammenzusetzen. Erst nach diesen unter Umständen sehr zeitraubenden Montagearbeiten und Überprüfungen kann die Raumschiffbesatzung mit einem „Transittransporter“ (Nutzmasse einer weiteren Trägerrakete) zum Raumschiff gebracht werden. Diese Raumflugkörper wären allein auf die Nutzmassenkapazität der verfügbaren Trägerrakete abgestimmt und könnten auch ganz allgemein für den Nutzmassetransport in die Rendezvousbahn benutzt werden.

Ihre wichtigste technische Beschaffenheit ist, daß sie als geschlossene Einheit auch wieder aus einer Umlaufbahn zur Erdoberfläche zurückkehren können und damit einer mehrköpfigen Besatzung einen weitestgehend risikolosen Auf- und Abstieg ermöglichen. Der erste bedeutende Schritt in der Entwicklung und Erprobung derartiger Spezialraumflugkörper wurde von der Sowjetunion mit dem 1964 gestarteten 3-Mann-Raumschiff „Woschod“ getan. Auch nach Abschluß eines Mondflugunternehmens wird die Einschaltung einer weiteren „Transit-Etappe“ entscheidende Bedeutung gewinnen. Es ist praktisch undenkbar, ein größeres, massereiches und damit nicht zuletzt auch wertvolleres Mondraumschiff mit einer mehrköpfigen Besatzung einfach nach Art der von den USA geplanten „Apollo“-Kapseln mit

voller Geschwindigkeit in die Erdatmosphäre eintreten zu lassen bzw. es vielleicht durch eine Triebwerkshilfsbremsung etwas abzufangen. Auf jeden Fall ist es bei großen und sehr großen Raumflugeinheiten erforderlich, nach Anflug auf die Erde eine Satellitenbahn zu benutzen. Damit bietet es sich als logisch an, den großen Raumflugkörper einfach in seiner Umlaufbahn zu belassen und nur die Besatzung mit „Transittransportern“ zur Erde herabzuführen.

Dieses Verfahren wäre allein schon deswegen sinnvoll, weil das große Mond- oder Planetenraumschiff wahrscheinlich nur geringfügiger Überholungs- und Wartungsarbeiten bedarf, um wieder voll einsatzfähig zu sein. Man würde sich so für ein weiteres Unternehmen einen ganz beträchtlichen Aufwand an Nutzmassetransport zur ursprünglichen Montagebahn ersparen. In der Hauptsache hätte man es dann nur noch mit dem erneuten Auftanken und Ausrüsten des Raumschiffes zu tun. Ein solches lunares oder interplanetarisches Raumschiff kann unter Umständen eine ganz bizarre Form haben, die zwar von raumflugtechnischen oder sonstigen Besonderheiten diktiert wird, aber seinen Abstieg als komplette Einheit durch die Erdatmosphäre praktisch unmöglich macht. Allerdings darf auch nicht übersehen werden, daß mit sehr großen und sperrigen Raumflugeinheiten keine allzu erdnahen Umlaufbahnen besetzt werden dürfen, da dann mit beträchtlichen und auf die Dauer recht unangenehmen Bahnstörungen durch das Schwerefeld der Erde und deren Hochatmosphäre zu rechnen wäre.

- 2 Zwischen Wecken und Zapfenstreich
- 4 Postsack
- 9 Der Tod des Hundes
- 15 Spatz Schlaupf
- 18 Mot.-(Abc-)Schützen
- 23 Was wäre, wenn ...
- 27 Kämpfen des Schienenstrangs
- 29 Die aktuelle Umfrage
- 33 Gemartete Erde
- 36 Militärtechnische Umschau
- 38 Feldpostnummer 724/739
- 41 Lichtstrahlen als Waffe?
- 43 Heiße Wochen vor dem Schießen
- 47 Prager Pflaster mit Vlasta
- 50 AR-Cocktail
- 54 Der entscheidende Fehler
- 59 DDR – unser Vaterland
- 60 Das Seilquadrat ist ihre Arena
- 65 Die Waffengeschäfte des Herrn von Gaché
- 70 4000 im Kessel
- 74 Bitter fehlt's
- 80 Selten so jelaht
- 82 „Funke“ am polnischen Himmel
- 86 Soldaten schreiben für Soldaten
- 92 Transitverkehr im Weltraum

„Armee-Rundschau“, Magazin des Soldaten · Chef-
redakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · An-
schrift der Redaktion: 1018 Berlin, Postschließfach 7986,
Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst
Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai
Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha,
Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major
Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann László Serfőző,
Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vor-
sitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber:
Deutscher Militärverlag, 1018 Berlin, Postschließfach
6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der
Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur
mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt ein-
gesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr ·
Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BER-
LIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28-31, und alle
DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den
Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigen-
preisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheits
Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 18. Februar 1965

Fotos: Gebauer (12) Titel, Rücktitel, S. 13, 18, 19, 20, 21,
22, 47, 62, 89; Mihatsch jun. (1) S. 3; Klaus Fischer
(1) S. 8; Archiv (10) S. 27, 28, 37, 78, 79; Grüttnert
(1) S. 30; Nowikow (4) S. 33, 34, 35; Privat (4) S. 38, 39,
40; Posselt (2) S. 44, 45; Pfeiler (5) S. 47, 48, 49; Progress
(1) S. 50; Weiß (1) S. 52; Niehuss (1) S. 53; Rasch (1)
S. 59; Bach (4) S. 60, 61, 63, 64; Semenjuk (1) S. 61;
Reinke (5) S. 70, 71, 72, 73; Demme (1) S. 70; Bar-
kowsky (1) S. 77; Sukup (1) S. 79; Szymański (4) S. 82,
84; Holzman (1) S. 85.

TITELBILD: Geschützreinigen auf einem Küstenschutzschiff
der Volksmarine.

Vielen wird Solveig Müller schon vom Bildschirm
her aus der Sendereihe „Treff mit Petra“ eine
gute Bekannte sein. Das Petra-Kollektiv, dem
auch Helga Piur und Hans-Edgar Stecher an-
gehören, bespricht allmonatlich Probleme junger
Menschen. Dabei geht es – begleitet von Musik
und Gesang – um Liebe, sinnvoll genutzte Frei-
zeit oder Langeweile, um Kunstereignisse, Mode
und all die kleinen Alltagsdinge.

Solveig hatte sich, um ihr Schauspielstudium
zu finanzieren, nach bestandem Abitur im
Adlershofer Studio gemeldet und erhielt die
Rolle der „Dore“ in der Sendereihe „Puppen-
stadt“. Inzwischen hat sie sich als Ansagerin,
Reporterin und Puppenspielerin die Herzen des
kleinen und großen Publikums erobert.

Solveigs Wunsch, Schauspielerin zu werden,
reicht bis in die Zeit ihrer Kindheit zurück.



Solveig Müller

STAR-Palette

Bereits mit sechs Jahren stand sie als Anne-
liese in „Peterchens Mondfahrt“ auf der Bühne
des Dresdner Staatstheaters.

Während ihrer Schauspielausbildung war sie
zwei Jahre lang Mitglied der Berliner Panto-
mimengruppe, wo sie unter Leitung Eberhard
Kubes die Kunst der Mimik und des Ausdrucks
in der Bewegung erlernte. Seit kurzem nimmt
Solveig noch Gesangsunterricht, denn das sei
wichtig für junge Schauspieler, bemerkt sie
sehr richtig. Natürlich kommt bei all dieser
Arbeit ihre Briefmarken-Sammelleidenschaft
etwas zu kurz. Nur ihrem anderen Freizeit-
Hobby, der Arbeit in Haus und Garten, beson-
ders dem „Buddeln“, ist sie treu geblieben. Nicht
jeder hat dabei solches Glück wie Solveig, die
beim Umgraben ihres Wochenendgrundstückes
so nach und nach 30 Flaschen echten, alten fran-
zösischen Cognacs zutage förderte! Der Spaten
wurde schnell mit dem Korkenzieher vertauscht
und der Erwerb eines Häuschens entsprechend
begossen. Jetzt wachsen Blumen und Tomaten
auf dem Cognacfeld – und Solveig findet statt
Flaschen Ruhe und Entspannung dort.

Übrigens, die charmante junge Dame, die am
Abend des 1. März, des Tages der Nationalen
Volksarmee, den Sandmännchen-Gutenachtgruß
über den Bildschirm schickte, war auch Solveig
Müller.

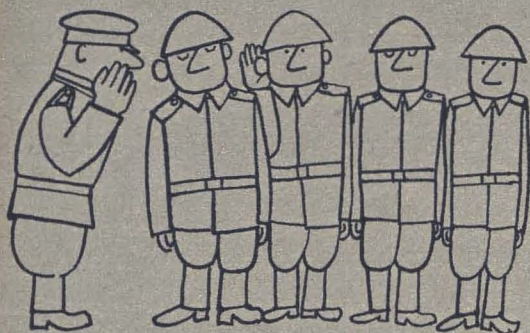
Helga Heine



„Kehrt, marsch!“



Alles hört auf
mein Kommando!



Geheime Kommandosache

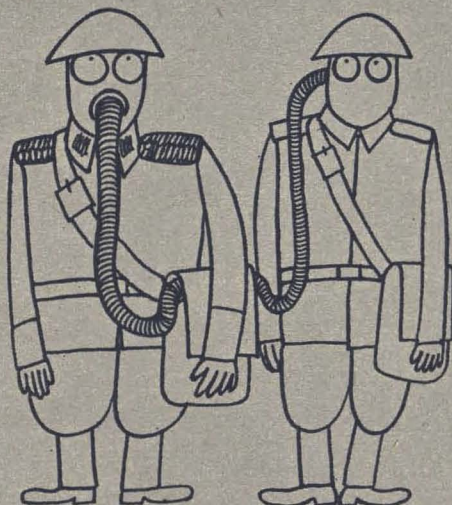


„Sie haben mir gar nichts zu befehlen!“



„Im Gleichschritt, marsch!“

weint
Paul
Klinpke





76